Kaiser Wilhelm

und seine Zeitgenossen.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Fünfter Band.

Berlin.
Verlag von Werner Große,
Besselstraße 17.

[1874]

Zweite Abtheilung.

Vor dem Kriege.

I.

Le roi est mort, vive le roi!

Das ganze Dorf Sudenta prangte heute im Festtagsschmuck; die Arbeit ruhte in den Weinbergen, obwohl die dunkelrothen Trauben, die in überreicher Fülle an den Geländen zwischen den Olivenbäumen hingen, den Strahlen der glühenden Herbstsonne nicht mehr ausgesetzt sein durften, und obwohl die Maisfelder mit ihren gelben und purpurrothen Dolden bereit zur Ernte waren. Aber es war heute in der ganzen Herrschaft Sudenta ein Fest, und die Winzer und die Winzerinnen, die Bauern und die Ackerknechte und Mägde hatten ihre Festtagskleidung angelegt und standen draußen am Eingange des Dorfes zu beiden Seiten des Weges.

An ihrer Spitze die Dorfjugend mit dem Schulmeister, der mit ernster Miene an den Reihen der

Knaben und kleinen Mädchen auf- und niederging und sie ermahnte, recht rein und mit voller Stimme ihr Lied zu singen, sobald der Herr sich nahen würde.

Der alte Marchese Bentivoglio war gestorben, und man erwartete heute seine Erben zum feierlichen Einzuge in sein Besitzthum.

Man erwartete ihn mit freudigen Hoffnungen, denn von nun an wird ein heiteres, fröhliches Leben droben auf dem Schlosse beginnen, und die Leute im Dorfe werden davon ihren Verdienst haben, das Geld des reichen Erben wird in Umlauf kommen.

Der alte Marchese war ein gar mürrischer, strenger und geiziger Herr gewesen, der mit Niemandem von seinen Unterthanen sprach, niemals sein Schloß verließ, auch hatten seit langen Jahren niemals fröhliche Gäste in dem Schlosse Quartier gefunden. Der alte Marchese hatte in strenger und stolzer Abgeschiedenheit gelebt, und die Leute sagten, er habe das aus Geiz gethan, habe aus Geiz selber gedarbt und sich nicht einmal gegönnt, die schönen Früchte aus seinem Garten und die Trauben aus seinen Weinbergen zu genießen, Alles sei auf seinen Befehl von den Verwaltern in die nahe Stadt Vicenza zum Verkauf auf den

Markt geschickt und es sei die einzige Freude des alten Marchese gewesen, wenn am Schlusse jeder Woche der Verwalter ihm den Ertrag der verkauften Produkte seines Gutes übergeben habe.

Einmal vor einigen Jahren war doch ein Gast in dem Schlosse gewesen, der Neffe des Herrn Marchese, der junge, schöne Graf Bentivoglio. Die Leute erinnerten sich seiner sehr wohl, er war stets so freundlich, so gut zu ihnen gewesen, und zuweilen hatte man doch nun wieder in dem Schlosse den Laut des fröhlichen Bechers und eine jugendlich heitere Stimme übermüthige Lieder singen hören.

Aber der alte Herr Marchese hatte das nicht ertragen können und die Diener erzählten, daß es einstmals zu einer heftigen Scene zwischen dem Marquis und seinem Neffen gekommen und daß der alte Herr dem jungen Manne befohlen habe, nicht mehr zu lachen und die stillen Gemächer und Säle des Schlosses nicht mehr zu erschrecken durch sein lautes, fröhliches Singen.

Nur unter dieser Bedingung, so hatte der alte Marchese seinem Neffen gesagt, solle er bei ihm bleiben in seinem Schloß und sein Erbe dereinst werden, nur unter dieser Bedingung: daß er ein ernstes, gesetztes Wesen annehme, niemals auf den unglücklichen Gedanken käme, Gäste zu empfangen

und daß er endlich die Stelle des alten Verwalters, der gestorben war, übernehmen solle.

Der Kammerdiener, welcher an der Thür gelauscht hatte, während der Marchese mit lauter, gebieterischer Stimme so zu seinem Neffen sprach; der Kammerdiener erzählte, daß, nachdem der alte Marchese mit seiner feierlichen Rede zu Ende gewesen, wiederum das laute, fröhliche Lachen des jungen Marchese Bentivoglio ertönte, und daß er dann mit seiner frohen Stimme, die an sich schon wie eine heitere Musik klang, dem alten Marchese erwiderte: „Mein theurer Onkel, Sie verlangen nichts mehr und nichts weniger, als daß ich ein Sklave werden, meine Jugend vertrauern soll in diesem düstern, alten Ahnenschloß, und außerdem zu einem niedrigen Amte mich bequemen soll, das weder meinen Fähigkeiten, noch meinem Range entspricht. Sie wollen mir mit der verheißenen Erbschaft meine Jugend, meinen Frohsinn und was höher ist, als alles Gold und alle Schätze, meine Freiheit abkaufen, aber ich sage Ihnen, ich will lieber ein Bettler sein, welcher singt und lacht, als ein armer, verdrießlicher Millionair, dessen einzige Lebensfreude ist, sein Gold zu zählen und seine Schätze zu berechnen."

Der alte Kammerdiener erzählte, daß nach

dieser kecken und fröhlichen Erwiderung der alte Marchese in einen großen Zorn gerathen und dem Neffen die Alternative gestellt habe, entweder sich dem Willen seines Oheims zu fügen und seinen Befehlen unbedingt zu gehorchen, oder für immer das Schloß zu verlassen und den kühnen Gedanken aufzugeben, daß er dereinst der Erbe seines Oheims sein könne.

„Wähle," hatte er mit lauter Stimme geschrieen, „entweder Du wirst mein Verwalter und schwörst mir, ein stiller, gesetzter Mann zu werden, der sich nicht um andere Dinge bekümmert, als um das, was seine Pflicht und sein Amt ist, oder Du verlässest an diesem Tage noch das Schloß auf Nimmerwiedersehen."

Da hatte der junge Marchese sich tief verneigt und mit einer Stimme, deren Ernst und Festigkeit sicher den Anforderungen des Marchese genügen konnte, hatte er erwidert: „Mein Herr Oheim, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen auf Nimmerwiedersehen. Der Sohn Ihrer Schwester ist nicht geboren, ein Sklave zu sein. Ich ziehe es vor, von dem kleinen Erbtheil meines Vaters kümmerlich zu leben, als Ihr reiches Erbtheil hier auf so demüthigende Weise mir zu verdienen."

Dann hatte er sich umgewandt, und eine

Viertelstunde später sah der alte Marchese, welcher am Fenster stand, der Dinge harrend, welche da kommen sollten, wie sein schöner, junger Neffe auf dem Rappen, welchen er ihm gestern geschenkt, aus dem Schloßhof hinaussprengte. Er konnte es anfangs gar nicht glauben, daß sein Neffe es ernst meinen könne mit seinem thörichten Uebermuth, und daß er wirklich die reiche Erbschaft aufgeben und dem Glück seiner Zukunft also für immer Valet sagen könne.

Er wartete den ganzen Tag. Er stand noch am Fenster, wie der Abend hereinbrach und horchte und schaute nach dem Hofthor hin. Er war überzeugt, sein Neffe würde sich unterwegs besinnen, würde reuevoll heimkehren und dem Oheim sagen: „Ich will auf Deinen Vorschlag eingehen, ich will ein stiller, gesetzter Mann und Dein Verwalter werden."

Aber die Dämmerung senkte sich hernieder, die Nacht brach an und der schöne, stolze Jüngling kehrte nicht heim.

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und niemals wieder seit jenem Tage, da der junge Marchese fort gegangen, war die Stille des einsamen, öden Schlosses durch fröhliches Lachen und heitere Gesänge mehr unterbrochen worden. Der alte Marchese hauste allein darin mit seinen Ahnen,

die in ernster Unnahbarkeit von den Wänden des großen Saales zu ihm niederschauten und vielleicht auch mit seinen Erinnerungen, die ihm ein Leben voll düsterer Erfahrungen und schmerzlicher Enttäuschungen vorüberführten.

Seine Schätze vermehrten sich, und der Ruf derselben vergrößerte sich noch und machte aus dem reichen Manne aus dem Millionair einen zehnfachen Millionair.

Die frommen Väter Jesu in ihrem Kloster nahe bei Vicenza hörten auch davon und sie fühlten Mitleid mit dem armen, vereinsamten Marchese und suchten auf jede Weise sich den Eingang in das Schloß zu verschaffen. Endlich nach langen Mühen gelang es ihnen.

Der alte Mann war krank gewesen und mochte sich vielleicht doppelt vereinsamt gefühlt haben auf seinem Krankenlager und es mochte ihm genehm sein, ein menschliches Wesen außer seinen Krankenwärtern und dem alten Arzt um sich zu sehen. Er ließ den Pater Lenardo, der sich mit einem Auftrage des Priors bei ihm anmelden ließ, zu sich eintreten und er nahm mit ernstem Schweigen die Glückwünsche des Priors, welche der fromme Pater ihm zu überbringen hatte, entgegen.

„Ich möchte wissen, weshalb Ihr Euch für

mich interessirt?“ fragte er, nachdem der Pater seine salbungsvolle Rede geendet hatte, „weshalb Ihr mich aufsucht in meiner Einsamkeit?“

„Weil der Herr Marchese ein gar frommer, wohlthätiger und Gott wohlgefälliger Herr ist,“ erwiderte der Pater mit seinem freundlichen Lächeln und seiner salbungsvollen Miene.

Der alte Marchese schüttelte das Haupt.

„Ich sehe wohl, Ihr kennt mich nicht,“ sagte er ruhig, „sonst würdet Ihr nicht so gesprochen haben, denn Ihr seid ein Priester und ich hoffe, die Lüge wohnt nicht auf Euren Lippen! Kein Wort von alledem, was Ihr da gesagt habt, paßt auf mich. Ich bin weder gut, noch fromm, noch Gott wohlgefällig.“

„Gerade an Euren Worten sehe ich, daß Ihr es seid, Herr Marchese,“ erwiderte der Pater. „Ihr seid demüthig vor dem Herrn und bescheiden in Eurer Güte, das kennzeichnet Euch als einen wahren Christen! Unser frommer und edler Prior hat mit innigstem Mitgefühl von Eurer Krankheit und von Eurem Leiden vernommen und er fragt durch mich bei Euch an, ob Ihr ihm gestatten wollt, Euch seinen Besuch zu machen?“

Der alte Marchese antwortete nicht sogleich; er hatte das Haupt tiefer auf seine Brust gesenkt und

blickte lange vor sich nieder. Dann hob er langsam die Augen wieder empor und schaute mit einem seltsam forschenden Ausdruck dem Pater in das lächelnde Angesicht.

„Frage für Frage," sagte er. „Ich antworte Euch nachher auf Eure Frage, wenn Ihr mir zuerst die meine beantwortet: Wißt Ihr etwas von meinem Neffen, dem jungen Marchese Giulio Bentivoglio?"

„Freilich, freilich, wir wissen von ihm," seufzte der Pater, „und dies, ich gestehe es, Euer Gnaden, ist mit ein Grund, weshalb mich der Herr Prior zu Euch sendet. Er fürchtet und bangt, daß gerade die schlimmen Nachrichten, welche sich von dem jungen Marchese hier und in der Umgegend verbreitet haben, auch zu Euch gedrungen sind, und daß es diese waren, welche den Herrn Marchese krank gemacht."

Und was sind das für Nachrichten?" fragte der Marchese.

„Traurige und herzzerreißende Nachrichten," rief der Jesuit ingrimmig. „Der Marchese Bentivoglio hat sich dem Antichrist zugewandt."

„Was heißt das?" fragte der Marchese.

„Es heißt, Euer Gnaden, daß Ihr unwürdiger, treuloser Neffe sich herbeigelassen, Dienste zu nehmen

bei diesem Gott verlassenen, vom Papste verfluchten, von der Christenheit ausgestoßenen Manne, bei diesem sogenannten König von Italien, Victor Emanuel!"

„Das hat mein Neffe gethan," fragte der alte Herr rasch. „Er hat Dienste genommen bei Victor Emanuel?"

„Ja, das hat er gethan," erwiderte der Jesuit pathetisch. „Er hat Dienste genommen beim Antichristen und kämpft gegen den Sohn Gottes, gegen den treuen, frommen und vielgeliebten Kaiser von Oesterreich, den ergebenen Diener des Papstes."

„Er ist Soldat geworden?" fragte der Marchese.

„Marinesoldat, Kommandant eines Schiffes! Unerhört! Entsetzlich!" jammerte der Jesuit. „O, es war gut, daß Euer Gnaden den unwürdigen Neffen ausgestoßen aus Ihrer Gunst und ihn vertrieben aus Ihrem Schlosse. Ihr in Eurer Klugheit und Weisheit, erkanntet schon damals seine Unwürdigkeit und seine Gottlosigkeit und Ihr stießt ihn aus und wandtet Euer Herz von ihm und wandtet es zu Gott und," — —

„Genug," unterbrach ihn der Marchese hastig, „Ihr habt mir meine Frage beantwortet, jetzt will ich die Eure beantworten. Sagt Eurem Herrn Prior, ich sei ihm dankbar für sein Mitleid und

seinen freundlichen Antheil an meinem Wohlbefinden. Doch wünschte ich, meiner Gewohnheit treu zu bleiben und in meiner Einsamkeit zu beharren! Merkt auch Ihr Euch das, Herr Pater, und bemüht Euch nicht wieder hierher in das Schloß. Lebt wohl, und wenn Ihr Lust habt, so betet für mich!"

Er stand auf, winkte dem alten Kammerdiener, der auf dem Stuhl neben der Thür gesessen, zu sich heran und auf seinen Arm gelehnt, schlürfte er in das anstoßende Gemach.

Der Jesuit schaute ihm nach mit finsterer Miene und nickte leise mit dem Haupte.

„Wir werden Dich doch noch gewinnen," murmelte er in sich hinein. „Du sollst Deine Schätze doch noch als heiliges Erbtheil in unsere Hände geben." Er wandte sich um und schritt langsam hinaus.

Den Dienern draußen im Vorgemach, welche auf ihre Kniee niedersanken, ertheilte er würdevoll seinen Segen und Nichts war auf seinem Angesicht zu sehen von dem Groll und Zorn, der in ihm tobte. Er schritt durch die öden Gänge und Treppen hinunter nach dem Hofe und bestieg wieder das Maulthier, welches ihn hergeführt.

„Ich werde wiederkommen," sagte er leise vor sich hin, indem er draußen vor dem Schloßthor

anhielt und zurückschaute nach dem großen, stattlichen Gebäude. „Ich werde wiederkommen und wir werden doch Dein Erbe sein!“ —

Aber dies Mal hatten die frommen Väter sich doch getäuscht. Weder der Prior, noch der Pater fanden Einlaß in das Schloß, so oft sie auch kamen, sich zu erkundigen nach dem Wohlbefinden des alten Marchese, so vielerlei Mittel sie auch in Anwendung brachten, um sich Eingang zu verschaffen!

Der alte Marchese, blieb abgeschlossen und einsam wie sonst, nur eine Veränderung war mit ihm vorgegangen. Er schien wieder Theilnahme gewonnen zu haben für die Ereignisse des Tages und ließ sich die politischen Zeitungen wieder in das Schloß bringen. Man sah ihn stundenlang an jedem Tage, sich mit der Lectüre dieser Zeitungen beschäftigen. Auf diese Weise folgte er dem Gange des Krieges zwischen Preußen, Oesterreich, und Italien, und erfuhr auch eines Tages von der großen Seeschlacht bei Lissa.

Der alte Kammerdiener war allein geblieben in dem Nebengemach, während der Marchese die Zeitung las. Plötzlich vernahm er einen lauten, angstvollen Schrei und wie er hineinstürzte in das Gemach, sah er den alten Marchese halb ohnmächtig zurückgesunken in seinen Fauteuil.

„Petrucio," rief er ihm entgegen, „Petrucio, er ist lebensgefährlich verwundet!"

„Wer, gnädiger Herr Marchese, wer?" fragte der alte Kammerdiener, erstaunt zu seinem Herrn heranstürzend. „Wer?"

„Mein guter, mein theurer, mein tapferer Neffe Giulio Bentivoglio ist lebensgefährlich verwundet!" rief der alte Marchese und das Schluchzen, welches jetzt aus seiner Brust hervordrang, kündete dem alten Kammerdiener das Geheimniß, welches der Marchese seit fast drei Jahren seinem vertrauten Diener verborgen hatte, das Geheimniß seiner Liebe zu dem schönen, verstoßenen Neffen!

An demselben Tage schickte der Marchese seinen Verwalter fort, um auf jeden Fall Nachrichten zu holen von dem jungen Marchese Giulio Bentivoglio. Er that, was er sonst niemals gethan, er gab seinem Verwalter Vollmacht, wenn er den Marchese fände, so viel Geld aufzunehmen, als nothwendig sei, um ihm Hülfe, Beistand und Pflege zu verschaffen.

Nach acht Tagen kehrte der Bote zurück und meldete dem Marchese, der ihm mit athemloser Angst zuhörte, daß sein Neffe allerdings lebensgefährlich verwundet und außerdem in Gefangenschaft gerathen sei, aber in Gefangenschaft eines

früheren Freundes von ihm, des Grafen Konrad Harbaschic und daß dieser sicherlich Alles thun werde, um seinem Freunde das Leben zu retten.

An demselben Tage noch befahl der Marchese, den Notar von Vicenza herbeizuholen und ihm übergab er sein selbst geschriebenes und selbst versiegeltes Testament, im Beisein der nöthigen Zeugen. —

Drei Wochen später war der alte Marchese gestorben und die Eröffnung des Testamentes ergab, daß er seinen Neffen, den er in demselben seinen vielgeliebten, edlen und würdigen Neffen nannte, zum alleinigen Erben seines ganzen Vermögens mit Ausnahme einiger Legate, für seine alten Diener eingesetzt hatte.

Die Zeitung brachte den Aufruf an den jungen Marchese Bentivoglio, sich bei dem Gerichte von Vicenza zu melden und das Erbe in Empfang zu nehmen, und jetzt war der glückliche Tag gekommen, an welchem der junge Marchese das glänzende, prächtige Erbe, öffentlich vor aller Welt, antreten sollte.

Ja, heute wird er kommen, der Erbe, der fröhliche, junge Mann, mit dem lachenden Angesicht und dem schönen sympathischen Auge. Dort hinten auf der Landstraße wirbelt Staub auf und eine

große, weiße Wolke zieht daher, das wird er sein mit seinen Gästen! Er bringt gleich Gesellschaft mit und ein neues Leben wird beginnen mit seinem Kommen. Er hat dem Verwalter gemeldet, daß Alles im Schlosse bereit sein soll, zu einem glänzenden Mahle und daß Zimmer hergerichtet werden sollen für seine Gäste.

Ja, ein neues Leben beginnt nun und froh und glücklich wird es sein, dieses neue Leben!

Die Staubwolke wirbelt näher heran und jetzt erkennt man in derselben schon Wagen und Reiter. Aber wo ist er, der schöne, junge Herr mit dem lachenden Angesicht und den strahlenden Augen?

Dort an der Seite des eleganten, offenen Wagens, in welchem eine schöne Dame neben einem alten Herrn sitzt, reitet auf stolzem Rappen ein junger Cavalier, ein bleicher, schlanker Mann mit ernster Miene und düsterem Blick. Er gleicht dem jungen Marchese Bentivoglio, den die Leute vor drei Jahren im Schlosse gesehen, aber unmöglich kann er's selbst sein! Jener war so strahlend und glücklich anzuschauen und dieser hier ist so ernst, seine Wangen sind so bleich und sein Auge blickt so düster.

Und doch muß er es sein, denn der Schulmeister giebt das Zeichen, und die Jugend schreit

laut ihr dreifach Hurrah und stimmt schmetternd das Willkommenslied an.

Ja, er ist es, denn er neigt sich grüßend nach rechts und links und scheint doch Nichts zu hören von den Hurrahs und von den lauten Festesklängen. Er läßt seine düstern Blicke weit hinschweifen über alle Anwesenden, als suche er Jemanden, als suche er einen Feind, der vielleicht in diesem Augenblick sein Herz treffen wolle, einen Mörder, der ihm das neue Leben, welches er eben beginnen will, gleich rauben möge. Dann wendet der Marchese den Blick, aufathmend, wieder hin zu der schönen Frau, die neben dem alten Herrn in dem Wagen sitzt und sich eben lächelnd zu ihm neigt.

„Sie thun Unrecht, Marchese Guilio," sagt sie mit heiterer Stimme, „wirklich, Sie thun unrecht, daß Sie neben unserm Wagen reiten. Sie müßten uns voraufziehen, damit Sie allein die Huldigungen Ihrer Unterthanen empfangen."

Er neigte sich dichter zu ihr.

„Gerade deshalb, Signora Comtessa, bleibe ich an Ihrer Seite, damit die Huldigungen meiner Unterthanen sich Ihnen zu Füßen legen."

Jetzt fährt der Wagen ein in den weiten, prächtigen Vorhof des Schlosses und zu beiden Seiten der marmornen Freitreppe stehen die Lakaien und

Diener in ihren prächtigen, neuen Livreen. Der Wagen rollt durch das mit Marmor gepflasterte Rundtheil zu dem Portal heran und die Lakaien springen vorwärts, den Schlag zu öffnen; doch der Marchese hat sich schon vom Pferde geschwungen und weist die Diener zurück.

„An meiner Hand, Aurelia, sollen Sie eintreten in das Schloß," flüstert er ihr leise zu, indem er ihr die Hand reicht.

Sie grüßt ihn mit einem strahlenden Blick.

„O, Giulio, wie schön ist es doch, reich zu sein und wie glücklich müssen Sie sich fühlen in dieser Stunde!"

Er antwortet Nichts, nur ein leiser Seufzer dringt aus seiner Brust hervor, während er, Aurelia an seiner Hand führend, die Stufen hinaufschreitet.

Die Dorfjugend, das ganze Dorf ist ihm gefolgt und als er eben auf der letzten Stufe angelangt, sich umwendet und die Leute grüßt, brechen sie in ein vielfaches Hurrah aus.

Auch Aurelia stimmt ein in das Jubeln.

„Es lebe der junge Marchese Giulio Bentivoglio, er lebe hoch, er lebe lange!" ruft sie laut jubelnd und mit fröhlichem Lachen.

Es geht ein leises Beben durch seine Gestalt bei ihren Worten, die doch so fröhlich und so munter klingen und seine Wange wird bleicher.

„Er lebe hoch und er lebe lange," murmelt er leise in sich hinein. Niemand hörte das Gemurmel.

Aurelia lacht so fröhlich laut und der alte Herr, ihr Vater, der ihnen zur Seite steht, hat auch eben laut geschrieen: „Er lebe hoch, er lebe lange!" Und die Dorfjugend schreit es als fröhliches Echo nach.

Niemand hat das traurige Gemurmel des Marchese gehört, Niemand kennt sein Geheimniß, auch soll es Niemand kennen.

Froh will er sein und das Leben genießen, so lange es sein ist! Gott mag wissen, ob er lange lebt, aber so lange er lebt, will er wenigstens glücklich leben.

Er zwingt ein Lächeln auf seine Lippen, er ist heiter und froh, so scheint es!

Er führt den alten Grafen Filippo und die schöne Comtesse Aurelia mit ihren beiden Brüdern, den jungen Grafen, durch alle Gemächer seines Schlosses. Er zeigt ihnen den Ahnensaal mit den stolzen Gemälden an den Wänden; er zeigt ihnen die alte verblichene und verschossene Pracht der reichen Empfangssäle, in denen die Luft so dumpf und schaurig ist, wie in einem Grabe, und in welche seit langen Jahren keine Luft und kein

Sonnenstrahl eingedrungen ist. Zuletzt, weil die junge Gräfin darauf besteht, führt er sie auch hinunter in die Gruft, in welcher seit einem Vierteljahre der alte Marchese Bentivoglio seine letzte Ruhe gefunden.

Aurelia nimmt das volle Rosenbouquet, das sie getragen, und legt es auf den ehernen Sarg mit der purpurrothen Sammetdecke nieder. Aber der Marchese reißt es hastig zurück.

„Geben Sie es mir, Gräfin Aurelia, lassen Sie es mir als Andenken an diese Stunde!"

„Es war nur ein Dankopfer," lächelte sie, „ein Dankopfer, das ich dem guten alten Herrn brachte, welcher Sie zu einem reichen Manne gemacht hat.

Ach, es ist so schön, reich zu sein!"

Er antwortet nicht, er schreitet düster an ihrer Seite wieder die marmornen Stufen hinauf aus der unterirdischen Halle. Der alte Graf Filippo und die beiden Söhne gehen fröstelnd eilends weiter und sind froh, wieder aus der Ahnengruft erlöst zu sein. Aber Giulio bleibt stehen am Eingange, der hinabführt und schaut mit düsterm Blick hinunter.

„Woran denken Sie?" fragt ihn Aurelia mit ihrer frohen, schmeichelnden Stimme.

„Ich denke daran, wie bald man auch mich

hinuntertragen mag," sagt er leise, vielleicht kaum wissend, daß er seinen Gedanken Worte gegeben.

Ihr helles, frohes Lachen ruft ihn zur Gegenwart zurück.

„Wie, Giulio, Sie denken an den Tod, da das Leben Ihnen so köstlich entgegenleuchtet?" sagt sie. „Wirklich, Sie sind ein Misanthrop geworden und ich kenne Sie kaum mehr. Kommen Sie, die Sonne lacht, das Leben blitzt Ihnen entgegen, kommen Sie, es zu genießen!"

Ihr schönes, dunkles Auge strahlt ihm entgegen und kündet ihm Hoffnung, Liebe und Glück! — — —

Das prächtige luxuriöse Mahl, welches der Haushofmeister sorglich für diesen festlichen Tag vorbereitet hatte, ist beendet. Der alte Graf Filippo hat sich in seine Gemächer zurückgezogen, die beiden jungen Grafen, seine Söhne, sind im Billardsaal beschäftigt und Aurelia hat ihrem Ritter befohlen, mit ihr hinabzugehen in den Park, um in den Schattengängen Kühlung zu suchen und Erquickung nach den Anstrengungen des festlichen Tages.

Es ist still und feierlich drunten in dem weiten Park, die beschnittenen Taxusalleen haben ein ernstes, düsteres Aussehen, die Springbrunnen, die aus marmornen Löwenköpfen und grimmigen Panther-

mäulern ihre Quellen niederrauschen lassen, haben eine so gar eintönige, traurige Melodie. Die weißen Marmorbänke, die hier und dort unter überhängenden Trauerweiden stehen, sind mit fallendem Herbstlaub bedeckt.

Nirgends eine Blume, ein Zeichen frohen, heiteren Lebens. Keine Vögel singen in den Gezweigen, keine Schmetterlinge fliegen umher, denn es ist Herbst; ein heißer glühender Herbst, aber doch die Jahreszeit, welche dem Tode der Natur, dem Winter, zuneigt.

Aurelia bleibt mitten in der öden, düstern Taxusallee stehen und wendet ihr schönes, lachendes Angesicht ihrem stummen Begleiter zu.

„Wollen Sie mir jetzt sagen, weshalb Sie so traurig und so verstimmt sind? Wirklich, ich möchte fast glauben, es wäre deshalb, weil wir Sie begleiteten. Wenn unsere Gegenwart Ihnen unwillkommen ist, Marchese, wenn Sie es bereuen, uns eingeladen zu haben, so meine ich, es ist besser, wir verlassen heute noch dieses öde, traurige Schloß, dessen Hausherr uns hier mit so trüber Miene empfängt."

„Sie sind grausam, Aurelia, grausam und ungerecht!" erwiderte der Marchese mit sanftem Vorwurfe. „Sie wissen, daß ich mir als die

höchste Gunst, Ihre Gegenwart bei meinem Einzuge in mein Besitzthum, erfleht habe."

„Und Sie wissen," rief Aurelia lachend, „Sie wissen, daß ich bereitwillig genug Ihnen diese Gunst gewährte und mit dem glänzenden Gefolge meines alten banquerotten Vaters und meiner nicht minder banquerotten Brüder Ihren festlichen Einzug verherrlichte. Also, weßhalb sind Sie trotzdem traurig? Sagen Sie mir ehrlich, weßhalb, Marchese Giulio Bentivoglio."

„Ich liebe Sie, Aurelia," sagte er mit tiefer Bewegung, „hören Sie es doch, ich liebe Sie!"

„Nun und weiter?" fragte sie mit aufflammendem Blick.

„Nun, liegt nicht die ganze Geschichte meines Elends in diesen Worten: „Ich liebe Sie?" Es wäre für mich der höchste Triumph und die höchste Wonne meines Daseins, hätte ich Dich heute allen diesen Menschen, die mir entgegenjauchzten, als meine Gemahlin zeigen können, hätte ich ihnen sagen können: „nicht mir, ihr allein gelte Eure Freude. Sie ist die Herrin meines Herzens und sie soll die Herrin sein Alles dessen, was mein ist." Aber Du wirst niemals die Meine sein vor der Welt; denn Du trägst den Namen meines unversöhnlichsten Feindes."

„Was liegt an dem Namen," sagte sie achselzuckend. „Ich trage seinen Namen, aber ich bin nicht mehr sein Weib und ich liebe ihn nicht. Doch da wir gerade von diesem unversöhnlichen Feinde sprechen, so erzähle mir doch, Giulio, wie bist Du mit ihm zu Ende gekommen? Ich habe schon öfters danach gefragt, aber Du wichest mir stets aus und hast mir niemals Antwort gegeben. Der Graf Konrad Harbaschic ist sonst ein unversöhnlicher Charakter, wie ich weiß und ich gestehe Dir, daß es mir ziemlich unbegreiflich gewesen ist, wie Ihr Beide Euch so friedlich von einander trennen konntet? Denn Sie haben mir gesagt, daß Sie sich Beide ganz friedlich nach meiner forcirten Abreise getrennt haben? Oder ist das nicht so, Marchese? Oder verheimlichen Sie mir etwas?"

Sie sah ihm mit den dunkeln flammenden Augen tief in das bleiche Angesicht, und er senkte vor ihrem forschenden Blicke die Augen nieder.

„Sehen Sie wohl," sagte sie hastig, „Sie können mir nicht gerade in das Angesicht sehen, und doch behaupteten Sie sonst, daß mein Antlitz Ihre Sonne wäre."

„Und deßhalb, Aurelia, kann ich nicht in die Sonne schauen! Mich blendet Ihr Glanz, Ihre Schönheit."

„Sie wollen mir ausweichen, Sie sagen mir Schmeicheleien, aber ich will Antwort haben, Giulio. Sagen Sie mir ehrlich, Sie haben Sich nicht duellirt mit dem Grafen Konrad Harbaschic?“

„Es müßte wenigstens ein seltsames Duell gewesen sein,“ erwiderte er achselzuckend. „Erkundigen Sie Sich doch, ob der Graf Konrad, Ihr Herr Gemahl, eine einzige Wunde aufzuweisen hat. Man wird Ihnen sagen, daß er unverletzt ist, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich meinerseits nicht die kleinste Wunde trage. Also haben Sie darin die Bestätigung meiner Worte, wenn ich sage, daß wir uns Ihnen ganz friedlich getrennt haben.“

„Seltsam,“ sagte sie gedankenvoll, „ich gestehe Ihnen, daß dieser Ausgang mich überrascht und, ich weiß nicht weßhalb, mich mit Grauen und Angst erfüllt. Es muß sich da doch etwas Räthselhaftes begeben haben, denn, ich wiederhole Ihnen: Konrad ist kein Mann, der verzeiht. Wie sollte er also Ihnen verziehen haben?“

„Vielleicht verachtet er mich zu sehr, um mich seiner Gegnerschaft würdig zu halten,“ erwiderte der Marchese mit leiser Stimme. „Ich bitte Sie, Aurelia, wenn Sie wirklich Gnade an mir üben wollen, so erinnern Sie mich nicht an jene furcht-

baren Stunden. Die Erinnerung daran bohrt noch in meinem Herzen, wie ein zweischneidiges Schwert und ich werde daran sterben, glauben Sie es mir und gönnen Sie mir einen letzten Tag, eine letzte Stunde des Glückes. Mein Glück zählt nur nach Stunden und nach Sekunden, und ich muß es daher genießen, muß es in vollen Zügen in mich einsaugen. Oh, seien Sie mir gnädig, Aurelia, lassen Sie mich nie einen bösen Blick sehen und vor allen Dingen, erinnern Sie mich nie an die furchtbaren Momente, die wir in Venedig verlebt haben. Möge die Vergangenheit hinabgesunken sein in das Meer, in welchem auch meine Ruhe und mein Ehrgeiz begraben liegen. Ich will mich fühlen in dieser Stunde; als ein neugeborner, zu neuem Dasein erwachter Mensch. Also, theuerste Aurelia, mahnen Sie mich nicht an das, was vergangen ist und lassen Sie mich genießen, genießen! Lassen Sie mich träumen, daß noch Alles so ist, wie damals, als ich im Garten Ihres Vaters vor Ihnen auf den Knieen lag und Ihnen meine Liebe bekannte. Ach, sie Ihnen bekannte, da es schon zu spät war."

„Sie sehen, wir kommen nicht von der Vergangenheit fort, und S i e sind es, welcher an sie mahnt, welcher an jene Stunden gedenkt, da wir

unsere Herzen nicht mehr besiegen konnten und uns gestanden, was schweigend so lange bis dahin in dem Grunde unseres Herzens gesprochen. Und gerade in diesem seligen Momente des schönsten Liebesbekenntnisses erschien in der Ferne, wie ein bleicher Schatten des Verhängnisses, mein Herr Gemahl. Sehen Sie, ich kann mich auch poetisch ausdrücken," fuhr sie mit einem lauten Lachen fort, „ich kann auch in Ihre tragische, feierliche Stimmung eingehen. Doch Giulio, lassen wir es genug sein mit der Tragik und, Sie haben Recht, genießen wir das Leben, genießen wir den Moment, denn ach, das Leben ist so kurz und nur der Moment gehört dem Glück und der Seligkeit."

„Aber der Moment des Glückes ist wie eine Ewigkeit," rief er leidenschaftlich, „und so flehe ich denn zu Ihnen, Aurelia, lassen Sie mir diese Ewigkeit des Glückes, das heißt, lassen Sie mich Ihre Gegenwart in diesem Schlosse genießen. Ich kann Ihnen nicht sagen, Aurelia, werden Sie meine Gemahlin, denn Sie sind vermählt. Und wenn der Papst auch die Gnade hat, Ihre Ehe zu lösen, so trennt uns doch das Gesetz für ewig und gestattet Ihnen keine zweite Ehe."

„Sie machen dazu ein gar tragisches Gesicht, anstatt, daß Sie froh und glücklich darüber sein

sollten," sagte Aurelia lächelnd. „Hören Sie, ich will Ihnen ein Bekenntniß machen, Giulio: wäre ich wirklich frei und trennte nicht blos der Papst, sondern der Tod auch diese Ehe und der zornige Löwe Signor Graf Harbaschic hielte seinen Einzug in die Ewigkeit, so würde ich dennoch zaudern, Ihre Gemahlin zu werden. Nein, mehr als das, ich gestehe es Ihnen ehrlich, ich würde es Ihnen verweigern, Ihre Gemahlin zu werden. Und wissen Sie, warum? Weil ich überzeugt bin, daß die Ehe der Feind und der Mörder der Liebe ist. Oh, streiten Sie nicht in Ihrer begeisterten Leidenschaft, sagen Sie nicht, daß es anders ist. Lernen Sie von der Weisheit der Griechen, welche Gott Hymen und Gott Amor niemals als Brüder betrachteten. Hymen ist ein langweiliger, prosaischer Geselle, welcher die zarten Blumen knickt, die Amor gepflanzt hat. Hymen macht ein mürrisches Gesicht und spricht von Pflicht, und betrachtet das höchste und das heiligste Gefühl, betrachtet die Liebe als eine Pflicht und eine Nothwendigkeit, sobald man ihm sich geweiht hat. Gott Amor nimmt die Liebe hin als einen Triumph, als einen Sieg und freut sich seiner und schmückt die Stirne mit Lorbeeren und mit Myrthen. Dies habe ich erkannt in meiner traurigen und verhängnißvollen Ehe, und

darum, mein theurer Giulio, würde ich niemals Ihre Gemahlin werden, wenn ich frei würde; lassen Sie sich dies gesagt sein, und trauern Sie also nicht über das, was doch niemals hätte sein dürfen."

„Sie lieben mich also nicht," fragte er traurig, „Sie können es ertragen, von mir getrennt zu sein?"

„Die Trennung, mein Freund, ist die Wohlthäterin der Liebe," erwiderte sie lächelnd. „Die Gewohnheit dagegen ist die Feindin des Gottes Amor, die Freundin des Gottes Hymen. Wir werden uns trennen, aber wir werden bei jeder Trennung sagen: Auf Wiedersehen."

Sie reichte ihm die Hand dar und schaute ihn an mit ihrem bezaubernden Lächeln, und er sank vor ihr nieder auf die Kniee und küßte ihre Hand und blickte selig zu ihr auf.

„Auf Wiedersehen! Das heißt, Sie versprechen mir, oft zu mir zu kommen. Sie gönnen mir die Gnade, mein Haus als das Ihre betrachten zu wollen? Oh, Geliebteste, Theuerste, lassen Sie mich Sie in dieser Stunde um eine Gnade anflehen. Sie sagten mir, auf einige Tage wollten Sie mit Ihrem Vater und Ihren Brüdern zu mir herkommen, nun seien Sie barmherzig. Gönnen Sie mir

eine längere Frist des Glücks. Seien Sie barmherzig und sagen Sie: Giulio, nicht auf einige Tage, sondern auf Wochen, auf Monate will ich bei Dir sein."

„Ungeduldiger, Nimmersatter," rief sie lachend. „Weshalb wollen Sie Termine setzen? Auf einige Tage, sagte ich Ihnen, nun wohl, wir werden bei jedem Tage sagen: Auf einige Tage. Mit dem Glück muß man nicht rechnen und man muß nicht versuchen, es an seinen goldenen Flügeln festhalten zu wollen, denn alsdann entschwebt es uns am leichtesten. Ich bin hier, dies sei Ihnen genug."

„Ja, Sie sind hier, doch nein, indem ich Sie anschaue und mich Ihrer Schönheit und Ihrer Holdseligkeit erfreue, fürchte ich immer, daß Sie morgen mir entschweben könnten. Ach, wüßten Sie, mit welcher unheilvollen Ahnung ich jedem neuen Morgen entgegensehe, denn jeder neue Morgen kann mein letzter sein."

„Schwärmer," rief sie achselzuckend, „Sie sind verändert und ganz und gar umgewandelt. Wo ist der leichte, sorglose Sinn früherer Tage? Wo ist überhaupt Ihr Lachen und Ihr Frohsinn geblieben? Merken Sie dies, ich lernte Sie lieben, als Sie noch der heitere, fröhliche junge Mann waren, der den Moment genoß und in dem Momente

selig war. Merken Sie dies, mein Freund, und ändern Sie nicht Ihr Wesen, damit nicht auch das meine sich ändere."

„Sie haben Recht," sagte er, immer noch vor ihr knieend und ihre Hand an seine Lippen drückend, „ich will wieder heiter und sorglos sein. Ich will mir immer sagen: das Glück flieht mit eiligen Sohlen. Das Leben ist kurz, man muß es ausfüllen mit Entzücken, mit Freude, mit seliger Lust. Aurelia, schwören Sie mir nur dies, daß Sie mich nicht so bald verlassen. Ach, ich möchte sagen, schwören Sie mir, daß Sie bleiben möchten bis zu meinem Tode."

„Soll ich es Ihnen schwören bei dem Monde, dem wandelbaren?" fragte sie mit einem spöttischen Lächeln. „Was helfen Schwüre, mein Freund, sie sind nur dazu da, um gebrochen zu werden, und man giebt am leichtesten das auf, was man geschworen hat, zu halten! Doch um nur das Eine festhalten zu wollen, Giulio, so glauben Sie: Ich liebe Sie. Und also, mein schwermüthiger, geliebter Freund, also erheitern Sie Ihr Gemüth und seien Sie glücklich und froh, denn heute liebe ich Sie. Und das Glück ist stets nur das Heute. Was übrigens mein Bleiben hier in diesem Schlosse betrifft, so sprechen Sie darüber mit meinem Vater."

Er sprang auf und wollte eilends von dannen gehen. Sie hielt ihn fest und schaute ihm erstaunt in's Angesicht.

„Wohin wollen Sie?"

„Zu Ihrem Vater, ich will zu ihm flehen," sagte er, „daß er mir versprechen soll, hier zu bleiben, mein Haus als das seine zu betrachten und mich nur neben sich zu dulden."

„Schwärmer, wenn Sie das thäten, so würden Sie und ich bald aus diesem Hause von dannen ziehen müssen," sagte sie mit einem lauten Lachen. „Kennen Sie meinen Vater nicht? Wissen Sie nicht, daß er ein unverbesserlicher Spieler ist, der sein ganzes Vermögen verspielt hat und dann das Vermögen seiner Freunde, die ihm Summen geliehen hatten und daß all' Ihr Besitzthum, so groß und so reich es auch sein möge, doch in den Abgrund seiner Leidenschaft hinabgestürzt würde? Nein, gerade im Gegentheil, Sie sollen mir schwören, daß Sie meinem Vater unter keinem Vorwande Geld leihen! Ich will wenigstens Ihre Zukunft sichern und auch die meine, denn Ihre Zukunft, Giulio, ist auch die meine. Sprechen Sie mit meinem Vater, sagen Sie ihm, daß er Ihnen ein stets willkommener Gast sein werde, bitten Sie ihn, hier noch einige Wochen mit meinen Brüdern zu

verweilen und er wird es Ihnen sicherlich gewähren. Und dann, Signor Giulio, dann, auch ich als gehorsame Tochter werde hier in dem Schlosse bei Ihnen weilen können. Man muß auch die Dehors achten, mein Freund," fuhr sie mit komischem Ernste fort, „man darf den guten Leuten und den tugendsamen Gevattern keinen Anlaß zum Skandal geben. Und also kann ich nur unter dem Schutze meines Vaters und meiner Herren Brüder hier bei Ihnen bleiben. Deshalb laden Sie ihn ein. Wir sind dann sicher, einige schöne und beglückte Wochen vor uns zu haben. Ein Moment des Glücks oder eine Ewigkeit, wie es Ihnen beliebt," fuhr sie lächelnd fort. „Aber nun stehen Sie auf, Giulio, denn sehen Sie, da kommen meine Herren Brüder und wir dürfen sie nicht in die Verlegenheit bringen, sich mit Ihnen zu duelliren, weil sie argwöhnen könnten, daß die Ehre ihrer Schwester das nothwendig machte. Die guten Bursche geben sich das Ansehen, als ahnten sie nichts von unserm Verhältniß zu einander. Und das ist das Klügste und das Beste! Sie haben dann nicht nöthig, sich als Edelmänner mit Ihnen den Hals zu brechen, wie sie es von Rechtswegen eigentlich thun müßten. Doch Muth und Ehrgeiz liegen gerade nicht in dem Charakter

meiner Herren Brüder! Sie ziehen es vor, wie die Sperlinge, in den Tag hineinzuleben und Gott für sich sorgen zu lassen, statt zu arbeiten und sich zu mühen oder sich gar einer Gefahr auszusetzen und ihr Leben in die Schanze zu schlagen. Stehen Sie auf, Giulio, und lassen Sie uns meinen Brüdern entgegengehen!"

Die jungen Männer waren schon nahe herangekommen und begrüßten das Paar mit lauten, heiteren Worten.

„Mein bester Giulio," fragten sie dann, „was fangen wir an, um uns zu amüsiren? Es ist langweilig und öde hier im Schlosse, keine Gäste außer uns und keiner von den Tölpeln Ihrer Diener versteht nur einmal mit dem Billard umzugehen. Um Gottes Willen, geben Sie uns Rath, was fangen wir an?"

„Alles, was Sie wollen und was man auf dem Lande an Zerstreuungen und Amüsements haben kann. Gehen Sie in den Marstall, meine Herren, Sie werden dort schöne, muthige Pferde finden, mit denen Sie hinausreiten können in den Wald. Oder sehen Sie dort hin, der schöne, glänzende Spiegel des See's mag Sie einladen zu einer Fahrt; Sie werden dort ein Boot am Ufer finden und Leute, die auf uns warten, um uns hinaus=

zuführen auf den See, der, wie ich Ihnen versichern kann, an Schönheit seiner Ufer dem Lago maggiore nichts nachgiebt."

„Ein Vorschlag!" rief Aurelia hastig. „Ihr reitet zuerst Beide in den Wald und wir, Marquis, wir kommen nachher mit meinem Vater hinunter nach dem See, und dann machen wir eine Fahrt zusammen. Sie sind einverstanden?"

„Einverstanden," riefen alle Drei gleichzeitig, „einverstanden!"

Aurelia nickte.

„Gut denn, meine Herren, es soll eine romantische Seefahrt werden, ich will die Mandoline mitnehmen und Ihnen, Marchese, die Lieder singen, welche Sie sonst so sehr liebten. Also zu Pferde, meine Herren Brüder, und ich, Marchese, ich gehe hinauf, meine Toilette zu machen für unsere Seefahrt."

„Sie erlauben mir, Sie zu begleiten?" fragte Giulio, ihr den Arm bietend.

Sie schüttelte leicht das Haupt.

„Nein, bleiben Sie, ich kehre bald zu Ihnen zurück und Sie können mich hier in der Allee erwarten."

Sie nickte ihm zu und ging eilends mit den Brüdern den Weg hinunter.

Er blieb stehen und schaute ihr nach mit einem leidenschaftlichen Blick.

„Wie schön sie ist, wie bezaubernd. Ich liebe sie und könnte jetzt glücklich sein. Ach, und die nächste Stunde schon kann mir ein Unglück bringen, kann mich zum Tode verurtheilen. Es ist entsetzlich! Es ist schmachvoll, so zu leben und ewig das Damokles-Schwert über sich zu fühlen, welches herabfallen kann, mich zu zerschmettern. Es ist entsetzlich!"

Er senkte tief aufseufzend sein Haupt auf seine Brust nieder, ging weiter hinunter die dunkle Taxusallee und sank hoch aufächzend nieder auf die Marmorbank, welche da unter den überhängenden Thränenweiden stand, nahe an dem murmelnden Bach, der sein klares Wasser plätschernd über das künstliche Felsgerölle niederperlte.

Ein schwerer Seufzer hob seine Brust und die melancholische Stille um ihn her stimmte zu seinen eigenen Gedanken, zu den Schmerzen seiner Seele!

Er gab sich ihnen hin, er versenkte sich tiefer und tiefer in sein geheimes, furchtbares Leid und hörte nicht die nahenden Schritte und sah nicht die edle, stolze Frauengestalt, welche aus dem dunklen Gebüsch hervortrat und sich ihm näherte, sah sie

nicht, bevor sie dicht an seiner Seite stand und langsam seinen Namen nannte: „Giulio!“

Jetzt bebte er zusammen, sprang empor und starrte sie an, diese Frauengestalt mit dem schwarzen verhüllenden Schleier.

„Wer sind Sie und wo kommen Sie her?“ fragte er.

„Wer ich bin?“ wiederholte sie und hob langsam die weiße Hand aus dem schwarzen Mantelet hervor und schlug den Schleier zurück.

„Giulietta!“ rief er mit einem Ausdruck des Entsetzens, „Giulietta!“

Ein trauriges Lächeln umspielte einen Moment ihren Mund.

„Das ist mein Willkommensgruß,“ sagte sie. „Wir haben uns seit zwei Jahren nicht gesehen, und so empfängt der Gemahl seine Gemahlin, so empfängt der Mann sein Weib, welchem er ewige Liebe geschworen, welche —“

„Still, um Gottes Willen, habe Erbarmen, schweig,“ unterbrach er sie mit leisem, inbrünstigem Ton.

„Ich weiß,“ sagte sie, leise das Haupt neigend, „Du fürchtest, daß meine Worte das Ohr jener schönen Frau erreichen könnten, an deren Seite Du heute Deinen Einzug gehalten! Sie nimmt

meinen Platz ein, den Platz, der mir gebührt, und Du fürchtest sie und Du möchtest um alle Welt nicht, daß sie mich hier an Deiner Seite sähe, um alle Welt nicht, daß sie erführe, ich sei Deine rechtmäßige Gemahlin. Hörst Du wohl, vor Gott und Menschen Deine rechtmäßige Gemahlin!"

„Ich weiß es ja, und bestreite es ja nicht," erwiderte er hastig.

„Du bestreitest es nicht, weil Du es nicht vermagst," sagte sie, „aber Du bereuest, daß es also ist. Nicht wahr, Du bereuest es? Ich habe Dich seit zwei Jahren gesucht, um diese Frage an Dich zu richten. Ich habe seit zwei Jahren vergeblich in jedem Monat an Dich geschrieben und Dir diese Frage vorgelegt. Du hast mich niemals einer Antwort gewürdigt und es schien, als ob der Marchese Bentivoglio ganz und gar die arme Frau vergessen habe, welche freilich ihm mit einem feierlichen Eide gelobt, daß sie seinen Namen nicht tragen wolle, als bis er es erlaubt, und welche besser als er ihre Eide gehalten hat! Denn Niemand ahnt, daß ich Deine Gemahlin bin. Auch der alte Priester, welcher uns getraut hat, ist gestorben. Der einzige Zeuge unserer Vermählung ist todt."

Sie sah den Blitz, welcher in seinen Augen plötzlich aufzuckte.

„Du meinst, Du könntest mich verleugnen und als ungeschehen betrachten, was geschehen ist," sagte sie. „Oh, Du siehst wohl, ich habe keine Illusionen mehr, und ich glaube nicht mehr an Dein Herz, obwohl ich in demselben zu lesen weiß. Doch der alte Priester hat mir ein Zeugniß meiner Trauung mit Dir ausgestellt und dies würde gegen Dich reden, wenn Du mich zu verleugnen wagtest. Dies wird gegen Dich reden," fuhr sie heftiger fort, „denn ich sehe, daß Du mich verleugnen willst."

„Du drohst mir," sagte er, „Du willst mich zwingen, Dich als meine Gemahlin anzuerkennen. Ich sage Dir, Giulietta, ich bin ein Mann der Verzweiflung, ein Mann, der nichts mehr haßt und nichts mehr fürchtet, ein Mann, der zu Allem bereit ist und Alles wagt, wenn es gilt, sich einen letzten Moment des Glückes zu erkämpfen. Und das Glück, Giulietta, ich sage es Dir ehrlich, ich finde es nicht mehr an Deiner Seite."

Sie ächzte tief auf und sank taumelnd nieder auf die Bank ihm zur Seite. Das lange Gezweige der Thränenweide senkte sich um ihr schönes, edles Haar und umgab es wie einen duftigen, grünen Schleier und schmückte es mit einem zarten, grünen Kranz.

„Es ist also wahr," murmelte sie leise, „Du liebst mich nicht mehr?"

„Leider ist es so,“ sagte er aufseufzend. „Ich wollte, Giulietta, ich wollte, es wäre anders. Ich wollte, ich wäre niemals aus diesem jugendlichen, leichtsinnigen Traum erwacht, der mich mit der Leidenschaft einer ersten Liebe drängte, Dir meine Hand zu geben. Doch leider, es war nur ein Traum, Giulietta, obwohl ein schöner, beseligender Traum! Damals, Giulietta, hoffte, glaubte ich noch an eine Ewigkeit der Liebe. Ist es denn meine Schuld, daß ich den Glauben verloren habe?“

„Ist es die meine?“ fragte sie, mit von Thränen erstickter Stimme. „Ich gab Dir mein Leben, meine Liebe und meine Treue. Ich schwor vor dem Altare Gottes, niemals einem Anderen anzugehören, niemals einen Anderen zu lieben, außer Dir. Ich habe meinen Schwur erfüllt. Was thatest Du? Du verließest mich nach wenigen Monden, Du gingst von mir auf Nimmerwiedersehen und meine Klagen, meine Thränen, meine Verzweiflung verhallten ungehört in der Einsamkeit, zu welcher Du mich verdammt hattest.“

„Du hast wohl Recht, mir zu zürnen, arme Giulietta,“ seufzte er leise, „es ist wahr, ich ward an Dir zum Verräther! Ich bin ein Treuloser und ich begreife, daß Du mir zürnst, daß Du mich hassest!“

„Ich Dich hassen?“ rief sie mit aufflammendem Angesicht. „Schau mich an, lies in meinen Augen, von denen Du einstens sagtest, daß Du den Himmel in ihnen schautest, ach, lies noch einmal in ihnen, blicke noch einmal in sie hinein und schaue darin meine Liebe! Ja, Giulio, ich darf es Dir sagen, ich habe ein Recht dazu; denn ich bin Dein Weib, Dein angetrautes Weib vor Gott und den Menschen! Ich habe viel um Dich geweint, ich habe entsetzliche Qualen um Deinetwillen gelitten, doch habe ich die Liebe nicht ausreißen können aus meinem Herzen! Sieh', als Du damals von uns gegangen warst, als Du mir schwurst, Du würdest in einigen Wochen zurückkehren, würdest, sobald es Dir nur gelungen, den Zorn Deines Oheims zu besänftigen und ihn unserer Verbindung geneigt zu machen, mich öffentlich anerkennen als Dein Weib, da glaubte ich Dir, da wartete ich auf Dich mit Sehnsucht! Von Tag zu Tag sagte ich jeden Morgen, heute wird er kommen und tröstete mich an jedem Abend: morgen wird er zu Dir heimkehren! Jeder Abend sah mich trostlos und einsam und an jedem Morgen trocknete ich meine Thränen und schaute in die Ferne nach Dir aus und ich schaute immer vergeblich! Ach die Qualen dieses Harrens, dieses sehnsuchtsvollen

Bangens! Und dann die Schmach, die Demüthigung, die spöttischen Blicke der Nachbarn und der sogenannten Freunde, die zornigen, prüfenden Augen meines Vaters, die mich jeden Tag mit düsterem Ausdruck ansahen und das Geheimniß meines Leides und meiner Schmerzen in meinen gerötheten Augen, auf meinen blassen Wangen lasen. Ich trug's, ich trug Alles in Liebe um Dich, trug's, daß man mich immer mehr mit spöttischen Augen betrachtete und daß mein Vater zornig ward und mich ein entartetes Kind nannte! Ich hielt meinen Schwur, ich hatte es Dir auf die geweihte Hostie geschworen, daß kein lebender Mensch von mir erfahre, ich sei Dein Weib und ich nahm's hin, als eine Strafe dafür, daß ich ohne den Segen meines Vaters heimlich mit Dir zum Traualtar gegangen war und mich Dir vermählt hatte, nahm's hin als eine Strafe, daß er mit bitteren Vorwürfen und finsterm Zorn mir begegnete, viele Wochen und Monde lang, — bis zu dem Tage, Giulio," fuhr sie mit leiser, stockender Stimme fort, „da ich meinen Sohn geboren!"

Er bebte in sich zusammen und ein lauter Schrei tönte von seinen Lippen. Doch es war nicht ein Schrei der Freude und des Entzückens, wie es dem

Vater ziemt bei solcher Nachricht, sondern ein Schrei der Qual und der Verzweiflung.

Giulietta's feines Ohr verstand das und ein schwerer Seufzer drang aus ihrer hochathmenden Brust hervor.

„Tröste Dich, Giulio," sagte sie nach einer schmerzlichen Pause mit ernster, feierlicher Stimme, „Gott hat nicht gewollt, daß ich einen Ersatz fände für meine verrathene Liebe zu dem Vater in der Liebe zu seinem Sohne. Mein Kind ist gestorben nach wenigen Monaten! Doch diese wenigen Monate des Glücks haben mich entschädigt für lange schmerzvolle Zeiten und als mein Kind die Augen aufschlug, als es mich anschaute mit den Blicken seines Vaters, da vergab ich ihm Alles, was ich um ihn gelitten und da vergab mir auch mein Vater Alles, was er um mich gelitten und all' der Zorn, der bis dahin in seiner Seele gegen seine Tochter, die er sein entartetes Kind glaubte nennen zu müssen, geflammt hatte, zerschmolz in Rührung und in Freude bei dem Anblick seines Enkelkindes!"

„Oh, welch' ein elender, verachtungswürdiger Mensch ich bin!" rief Giulio schmerzlich, indem er seine beiden Hände vor sein Angesicht schlug. „Ja, verachte mich, Giulietta, ich verdiene es um Dich; denn ich bin ein treuloser Verräther!"

„So sprach auch mein Vater," sagte sie feierlich, „er sprach von Treubruch und Verrath und von Strafe; doch ich wollte nicht, daß ein Mensch rächen sollte, was nur in Gottes Hand liegen soll! Auf das Haupt Deines Kindes ließ ich meinen alten Vater schwören, daß er jeder Rache und jeder Strafe entsagen wolle! Und er that's, denn meine Liebe gab meinen Worten Begeisterung und Kraft! So ist mein Kind der versöhnende Engel zwischen Vater und Tochter gewesen und als wir Beide den Engel des Trostes, den Gott uns nur kurze Zeit gesandt, ihm wiedergeben mußten, als wir am Sarge meines Kindes standen, da umschlang mich mein Vater und zog mich an sein Herz; er vergab mir Alles, was er um mich gelitten und löschte die Vergangenheit aus mit seinen Thränen und mit seiner Liebe!"

„Hab' Erbarmen!" ächzte der Marchese leise, „Erbarmen mit meiner Qual und mit meiner Verzweiflung! Oh, Giulietta, es wäre mir besser, ich stürbe in diesem Momente, da ich Reue empfinde, Reue um die Vergangenheit und Buße thun möchte! Es wäre mir besser, ich sänke todt zu Deinen Füßen nieder, als daß ich die Qualen dieses Daseins noch länger ertrüge; denn glaube mir nur, Du bist gerächt, Giulietta, und ich leide, leide fürchter-

lich, leide Schmerzen, die ich keinem Menschen klagen und die ich nur Gott bekennen darf! Ja, Du bist gerächt, Giulietta, Deine verrathene Liebe hat die Geister der Rache aufgerufen und die Furien folgen meinen Spuren und zermartern mein Herz, das glaube mir!"

„Kehre zu mir zurück, Giulio und die Furien werden von Dir weichen und die Verzweiflung wird nicht mehr Dein Herz zerfleischen," rief sie, ihm die Arme entgegenbreitend, „oh, kehre zu mir zurück, Giulio, nimm mich an Dein Herz und laß mich mit Dir gehen in die Ferne und in die Weite! Und sei es in Armuth und in Elend, ich bin freudig bereit, ich folge Dir, wohin Du willst! Nimm mich wieder an Dein Herz und gestatte Deinem Weibe, bei Dir zu bleiben und mit Dir zu leben."

Er ließ die Hände von seinem Antlitz niedergleiten und schaute sie, die mit ausgebreiteten Armen, mit einem zärtlichen Lächeln, mit seliger Miene zu ihm hinblickte, mit düsteren, finsteren Augen an.

„Wohl, Signora Giulietta," sagte er dann mit rauher Stimme, „wohl, ich begreife; ich habe seit langen Monaten Nichts von Ihnen gehört, jetzt aber kommen Sie zu mir, jetzt wollen Sie Ihre

Stelle einnehmen an meiner Seite, denn ich bin ein reicher Erbe, ein" — — —

„Still!" unterbrach sie ihn mit gebieterischer Stimme, indem sie langsam ihre Arme niedersinken ließ, „still, kein Wort weiter; denn nun weiß ich, daß Du mich nicht mehr liebst und daß Alles zu Ende ist zwischen uns! Wenn nur ein Funken von Liebe und von Achtung in Dir wäre, dann könntest Du niemals einen so schmachvollen Verdacht hegen gegen das Weib, welches Du einst geliebt hast! Es ist Alles ausgelöscht und Alles beendet, das fühle ich jetzt! Dieses böse Weib, welches mir Dein Herz entzog, hat auch die Achtung, welche Du Deinem Weibe, die Achtung, die Du jedem ehrlichen und redlichen Weibe schuldest, aus Deiner Seele ausgebrannt; denn sie freilich konntest Du nicht achten, sie freilich buhlt mit Dir um Deines Reichthums willen, und um die eitlen Dinge dieser Welt. Sie ist ein herzloses, kokettes Weib, das weiß ich, wie alle Welt es weiß, und — — —

„Jetzt ist es an mir, Stille zu gebieten!" rief er zornig, „Du sollst sie nicht anklagen, sie nicht verleumden; denn ich sage Dir, ich liebe sie! Ja, jetzt giebst Du mir den Muth, es Dir in's Angesicht zu sagen, ich liebe die Gräfin Aurelia, und ich sage Dir, sie ist ein edles, ein stolzes und

ein herrliches Weib und Alles, was die Verleumdung gegen sie spricht, sind Lügen, nichtsnutzige Lügen, mit denen Du, ihre Nebenbuhlerin, am allerwenigsten Deine Lippen beschmutzen solltest! Ich liebe sie, höre es und begreife, daß Deine Stelle nicht hier ist, ich liebe die Gräfin Aurelia!"

„Und das wagst Du, mir in das Angesicht zu sagen, mir, Deinem rechtmäßigen Weibe?" rief Giulietta mit aufflammendem Zorn. „Du liebst dieses herzlose, kokette Weib, diese Buhlerin, welche ihre eigene Ehre und die ihres Gemahls in den Staub getreten hat und welche auch Deine Ehre nicht achten wird? Um ihretwillen willst Du mich verjagen hier aus diesem Schlosse, welches von Rechtswegen das meine ist, um ihretwillen willst Du mich verstoßen, die ich so viele Qualen, so vielen Jammer gelitten um Deinetwillen? Was hindert mich, zu ihr zu gehen, sie zu verjagen aus diesem Schlosse, ihr das Zeugniß meines ehelichen Bundes entgegenzuhalten und sie damit zu vertreiben, wie man den bösen Geist austreibt mit dem heiligen Zeichen des Kreuzes?"

„Thue das, wohl denn, thue das," sagte er, bleich vor Zorn, mit gehässigem Blick sie anschauend, „gehe in das Schloß, zeige der Gräfin Aurelia, meiner Geliebten, zeige ihr das Zeugniß meines

Leichtsinnes, meiner thörichten Leidenschaft, die den Knaben zu Deinen Füßen hinzog, welche Du gar wohl zu benutzen verstandest, zeige es ihr! Vollende Dein Werk und mache, daß die Gräfin Aurelia mir zurück und sich von mir wendet! Aber ich sage Dir, Deine Stelle ist nicht hier in diesem Schloß, und nimmer werde ich Dich anerkennen als meine Gemahlin. Es kann einen Skandal geben vor der ganzen Welt, das kannst Du bewirken, doch immer kannst Du die Liebe, welche einst mein Herz erfüllte, wieder aufwecken, und nur die Liebe könnte Dir den Platz gewähren an meiner Seite! Wir sind getraut, das ist wahr; aber wir sind getraut ohne Zeugen und der einzige Zeuge unseres Bundes, Du sagtest es selbst, der alte Priester, ist todt!"

„Ehrloser, pflichtvergessener Mann!" sagte sie, mit einem flammenden Blick ihn anschauend, „sieh, was die Leidenschaft aus Dir gemacht hat! Du warst der Edelsten und der Größesten Einer und ich habe Dich angebetet, wie man einen Gott anbetet, einen vom Himmel herniedergestiegenen Gott! Aber was bist Du jetzt? Ein kleinlicher, ehrloser, pflichtvergessener Mann, der ohne Scham bekennt, daß er eine Kokette liebt, eine Kokette, deren erste Liebe wahrlich nicht Er gewesen und deren

letzte er auch nicht sein wird! Sieh!" rief sie auf einmal laut, indem sie mit aufgehobener Hand hindeutete nach dem fernen Eingang der Allee, „sieh, dort kommt sie her, Deine schöne angebetete Sirene, welche Dich in ihre Fesseln geschlagen, dort kommt sie her. Was hindert mich, ihr entgegenzugehen und ihr das Zeugniß Deiner Vergangenheit vorzuhalten?"

„Nichts hindert Dich," sagte er, sich erhebend mit hastiger, leiser Stimme; „aber dies höre von mir: wenn Du es thust, so werde ich zu Aureliens Füßen niedersinken und mir den Dolch in das Herz stoßen und mein letztes Wort wird ein Schwur der Liebe für sie, ein Fluch für Dich sein! Nun gehe hin, wenn Du willst, daß es also enden soll."

Sie schaute ihn an mit einem langen Blick voll Schmerz und Trauer; dann zog sie ein zusammengelegtes Papier aus den Falten ihres Kleides hervor und zerriß es langsam, zerriß es in kleine Stücke, die sie zu Giulio's Füßen niederwarf.

„Es ist unser Trauungszeugniß," sagte sie mit ernster, feierlicher Stimme, „wir sind nun geschieden für immerdar! Marchese Giulio Bentivoglio, leben Sie wohl!"

Und ohne ein Wort weiter an ihn zu richten,

wendete sie sich hastig um und trat in das Gebüsch zurück. Er blieb einen Augenblick wie zerschmettert und zerbrochen auf der Marmorbank liegen und sein Haupt sank tiefer auf seine Brust nieder.

Aureliens Stimme weckte ihn. Sie rief mit lautem, frohem Tone seinen Namen; er sprang auf und eilte ihr entgegen und schaute ihr tief in das lachende, rosige Angesicht.

„Sage mir, Aurelia, daß Du mich liebst," flüsterte er mit leidenschaftlichem, zärtlichem Tone.

„Ich liebe Dich, ich liebe Dich, Giulio," sagte sie mit einem leisen Lachen. „Es ist ein altes Lied, hörst Du es immer noch so gern?"

„Es ist das Zauberlied, welches mich alle Qualen und Sorgen des Lebens vergessen läßt!" erwiderte er mit zärtlichem Blick.

Sie sah ihn lächelnd an und schüttelte das Haupt, und die schwarzen Locken ringelten sich wie Schlangen um ihr schönes, verführerisches Angesicht, wie sie an seiner Seite stand.

Auf die Marmorbank, auf dieselbe Stelle, auf welcher vorher Giulietta in so qualvollem Schmerze gesessen, ließ sie sich niedersinken.

„Sage doch, Giulio, mir war, da ich in die Allee eintrat, als sähe ich Dich hier an der Seite einer Frau. War's nicht so?"

„Ja," sagte er ruhig, „es war Jemand hier, eine Gläubigerin, die aus Vicenza gekommen, mich an eine frühere Zeit zu mahnen, da ich noch arm war."

„Ah, ich begreife," sagte sie gleichgültig, „sie borgte Dir damals auf Dein schönes, gutes Angesicht und jetzt kommt sie, von dem reichen Marchese sich die Schuld einzufordern?"

„Du hast Recht, theuerste Aurelia, so ist es! Sie kam, nun ihre Schuld einzufordern."

„Und ein Glück, daß Du zahlen konntest," lächelte Aurelia, „doch, was sind das für Papierstreifen, die hier am Boden liegen?"

„Das ist der zerrissene Schuldschein," sagte er, das erglühende Haupt niederbeugend und hastig von der Erde die Papierschnitzel auflesend. „Ja, ich zahlte und das ist die zerrissene Schuldverschreibung."

„Wie gut, daß Du zahlen konntest," lachte Aurelia, „ich kenne solche Gläubiger, sie sind hartherzig und erbarmungslos. Ach, wie oft haben sie uns das Leben verdüstert in dem Hause meines Vaters! Wie herrlich ist es doch, reich zu sein und wie freue ich mich für Dich, Giulio, daß Du es bist!"

„Ich, Aurelia, ich freue mich nur für Dich,

daß ich es bin," rief er leidenschaftlich, indem er ihre beiden Hände faßte und sie an seine Lippen drückte. „Dir gehört Alles, was ich habe und was ich bin! Dir gehört mein Leben, Dir gehört mein Erbe und ich wollte nur, daß ich es Dir verschreiben könnte mit meinem Blut, daß ich es Dir als meinem Weibe, als meiner Gemahlin zu Füßen legen könnte!"

„Immer und immer das alte Lied und die alte Weise," sagte sie schmeichelnd, „kommen Sie, mein Herr Marchese, mein Vater ist bereit und der Wagen wartet schon. Lassen Sie uns hinunterfahren zum See."

„In die Hölle mit Dir, wenn es sein muß, Aurelia, in den Himmel mit Dir, wenn es sein kann!" rief er leidenschaftlich, indem er seine Arme um ihre schlanke Gestalt legte und mit ihr den Weg hinaufging. —

Eine Viertelstunde später schaukelte sich auf dem glatten Spiegel des See's die prächtige Gondel, in welcher der Marchese mit seinen Gästen saß. Weit über den Rand der Gondel hingen die purpurnen, golddurchwirkten Teppiche herunter, ein goldner Schwan mit ausgebreiteten Flügeln bildete die Spitze der Gondel und wie er sein glänzendes Gefieder durch die murmelnden Fluthen dahin zog,

schienen die weißen Schwäne, welche sonst in friedlicher Ruhe auf dem schimmernden Wasser sich geschaukelt, erschreckt von dannen zu fliehen vor ihrem stolzen, goldenen Ebenbilde.

Drinnen in der Gondel, auf sammetnen Polstern gebettet, ruhte die schöne Gräfin Aurelia im lichtblauen Seidengewande, das dunkle Haar geschmückt mit einem Rosenkranz, den Giulio ihr gereicht, da sie in die Gondel eingestiegen. Eine goldene Mandoline ruhte in ihrem Arm und die leuchtenden, dunklen Augen hatte sie hingewandt mit einem zärtlichen Ausdruck auf den Marchese, der neben ihr auf dem Polster saß.

Ihnen gegenüber auf Polstern gebettet, lag der Vater und die beiden Söhne.

Gondeliere, in der malerischen, eleganten Tracht der Venetianer, standen drüben an der Spitze der Gondel und ließen in gleichmäßigem Takte die vergoldeten Ruder in das Wasser niedersinken.

Aurelia hob jetzt, da sie in der Mitte des See's angelangt waren, die schönen mit prächtigen Spangen geschmückten Arme, von denen die Spitzenumhüllung niedergefallen war, empor und ließ die zarten, weißen Finger, an denen Brillantringe funkelten, durch die Saiten rauschen.

Die Gondeliere hielten auf ein Zeichen des

Marchese inne und ließen die Spitzen der goldenen Ruder zu beiden Seiten in das Wasser niedergleiten. Murmelnd und plätschernd kräuselten sich die kleinen Wellen um die Gondel und ihr Gemurmel allein unterbrach die süße Stille und das beredte Schweigen.

Dann, nach einer langen Pause, griff Aurelia wieder in die Saiten und ließ wieder ertönen eine jener prächtigen sehnsuchtsvollen, leidenschaftlichen, süßen Melodien, von denen die Seen und die Berge draußen in der schönen Welt, die Straßen und die Plätze drinnen in den Städten Italiens wiederklingen. Sie sang von Liebe und von Lust, von Zärtlichkeit und Wonne, sie sang und pries mit lautem Jubelklang den Gott der Götter, den Sohn Aphroditens, der Meerentstiegenen, „den schönen Verlocker, den holden Beglücker der Menschheit!“ Vom Gotte Amor sang sie, von Liebe und von Lust!

Und als sie geendet, ward's wieder still im Boot und die Wogen plätscherten wieder murmelnd um dasselbe her und die Schwäne zogen fern am Ufer mit ihrem weißen Gefieder langsam dahin, während der goldene Schwan an der Spitze der Gondel mit ausgebreiteten Flügeln weiter zog.

Auf einmal ward die Stille unterbrochen durch

eine andere prächtig tönende Frauenstimme, die vom Ufer her erklang und wie mit zärtlichen Liebestönen über den See daherzog.

Erstaunt schauten sie Alle hin nach jener Seite des Ufers, woher die Stimme ertönte und dort auf der kleinen Anhöhe, unter der Gruppe von Cypressen und von Trauerweiden sahen sie eine hohe, schwarz gekleidete Frauengestalt. Mit angehaltenem Athem lauschten sie auf die köstliche Stimme und auf das traurige Lied:

Jo ti lascio
O Caro addio!
Nel tue giorni felice
Ricordati da me!“

„Kennen Sie die Sängerin?“ fragte Aurelia hastig, sich an den Marchese wendend, dessen Angesicht bleich geworden war und der mit trüben Blicken hinüberschaute nach dem Ufer. „Kennen Sie die Sängerin? Mich dünkt, es war dieselbe Gestalt, welche ich vorher in der Allee bei Ihnen sah, Ihre Gläubigerin von früher her.“

„Ja, Sie haben Recht, Aurelia, sie war meine Gläubigerin von früher her, doch sie ist bezahlt. Denken wir nicht mehr an sie.“

II.

Vater und Tochter.

Gegenüber dem wundervollen bedeckten Marmorgange, den Palladio gebaut und der von der Stadt Vicenza hinaufführt nach der Kirche Maria del Monte, steht auf der Straße, umrankt von wildem Wein und dichtem Gebüsch aus Taxus- und Lorbeerbäumen, ein kleines niedriges Haus. Olivenbäume, die an der Rückseite des Hauses in dem Garten desselben stehen, senken ihre zarten Aeste mit dem bläulich grünen Gezweig tief auf das Dach nieder, und das Weingerank umzieht mit seinem jugendlich frischen Grün das alte Gemäuer so dicht, daß nichts von ihm sichtbar ist und nur die Fenster hervorschauen.

In einem dieser Fenster lehnt ein alter Mann und schaut mit angstvoll spähendem Blick hinüber nach der Marmorhalle.

Der Abendwind fächelt ihm die Wangen, spielt in dem spärlichen grauen Haar, das ihm nur noch wie ein durchsichtiger Schleier das Haupt bedeckt, rauscht in den Bäumen und zieht flüsternd durch die Marmorhalle dahin.

„Sie kommt immer noch nicht," murmelte er leise, „wenn sie sich nur nicht ein Leids angethan. Ich weiß, sie ist hinaufgegangen auf das Schloß des Treulosen, und sie will ihn sehen. Ich habe das in ihrem entschlossenen Angesicht, in ihren leuchtenden Augen gelesen, als sie fortging. Armes Kind, wenn sie sich nur nicht ein Leids angethan hat! Nun, wenn sie es gethan, so hat sie damit auch das Todesurtheil ihres armen Vaters gesprochen, und vielleicht wäre es das Beste so. Wir hätten dann Beide Ruhe und gingen ein in den Frieden."

Auf einmal ließ der große Bernhardinerhund, der Hüter des kleinen Hauses, welcher vor der Thüre gelegen, ein lautes, freudiges Gebell ertönen und sprang in mächtigen Sätzen über die Straße hin nach der Marmorhalle und eilte dieselbe weiter abwärts hinunter.

Der alte Mann schloß hastig das Fenster, denn das Freudengebelle des Hundes hatte es

ihm gekündigt: Giulietta kommt! Sein geliebtes Kind lebt und ist ihm nahe!

Eilends ging er die Treppe hinunter und über den mit Marmor getäfelten Vorplatz nach der Hausthür.

Eben trat Giulietta zwischen den schlanken Säulen hervor und schritt über die Straße nach dem Hause hin. Der Hund sprang neben ihr her und an ihrer hohen Gestalt empor, mit lautem und freudigem Gebell fort und fort die Heimkehrende begrüßend. Sie wehrte ihn sanft zurück, als sie ihren Vater dort in der Thüre stehen sah, neigte sie das Haupt und schritt eilends ihm entgegen.

„Wo warst Du, Giulietta?" fragte er, indem er ihr seine Hand darreichte. Sie faßte diese Hand und drückte sie fest an ihre Lippen.

„Wo warst Du, Giulietta?" wiederholte er seine Frage.

Sie hob ihr Haupt empor und schaute mit einem traurigen Lächeln in das Angesicht ihres Vaters.

„Ich glaube, Du weißt es, mein Vater und mein Maëstro," sagte sie. „Komm, laß uns in den Garten gehen! Dort, wo uns Niemand hört, außer Gott, dort will ich Dir sagen, wo ich gewesen bin."

Er nickte ihr zu und schritt vor ihr her über

den Flur und durch die Küche nach der Thüre, die hinausführte in den Garten hinter dem kleinen Hause, von Orangen- und Olivengebüsch beschattet.

Am Ende des Gartens setzte er sich nieder auf die Steinbank und winkte seiner Tochter, neben ihm Platz zu nehmen hinter dem runden Marmortisch, der in der Mitte der Laube stand.

„Jetzt, Giulietta," sagte er dann feierlich, „jetzt beantworte mir meine Frage. Wo warst Du?"

„Signor, mein Vater und Maëstro," sagte sie mit ruhiger und ernster Stimme, „ich war hinaufgegangen auf das Schloß des Herrn Marchese Bentivoglio."

Er runzelte die Stirn und seine Wangen erblaßten.

„Des neuen Grafen Bentivoglio," sagte er. „Der alte Herr ist todt. Und der Treulose und Verräther und Verführer ist eingezogen in das Schloß."

„Der Treulose, der Verräther, ja," sagte sie, „aber nicht der Verführer, mein Vater. Ich habe es geduldet drei lange Jahre, daß Du ihn einen Verführer nanntest und mich eine Verführte. Ich habe die Schmach auf mich genommen und habe sie getragen, die Schmach, nichts weiter zu sein als

eine Verführte, welche also die Strafe ihres Leichtsinns zu dulden hatte und verlassen ward. Heute, mein Vater, darf ich Dir die Wahrheit sagen, denn die Treulosigkeit des Mannes, den ich einst geliebt habe, wie meinen Gott und wie mein Schicksal, die Treulosigkeit selber nimmt das Siegel von meinen Lippen und ich bin jetzt frei. Kein Geheimniß soll mehr zwischen uns stehen! Mein Vater, ich bin keine Verführte, keine Unwürdige. Jetzt, da das Band zerrissen ist, welches mich mit dem Marchese Bentivoglio vereinte, jetzt kann ich Dir sagen, daß es ein heiliges war. Ich bin nicht eine Verführte, eine Entehrte gewesen, ich war die angetraute, rechtmäßige Gemahlin des Marchese Bentivoglio."

Ihr Vater nahm diese feierliche Erklärung mit ruhigem Ernste hin und neigte leise jetzt das Haupt.

„Du warst seine Gemahlin?" fragte er dann. „Wenn Du es warst, warum bist Du es denn nicht jetzt noch? Die Ehe ist ein Sacrament, welches sich nicht anders lösen läßt, als durch den Tod."

„Doch, mein Vater, wenn das Sacrament entheiligt wird, und wenn der Verrath es entweiht, dann ist die Ehe nur noch eine trostlose Lüge, ein in den Staub niedergezogenes Heiligthum. Und es

ist dann besser, man zieht es empor aus dem Staub und legt es, wenn auch mit blutendem Herzen und mit Thränen, wieder nieder auf den Altar, von wannen es genommen, und entsagt ihm. So habe ich gethan, mein Vater. Ich sah den Marchese Bentivoglio, ich mahnte ihn an seine Pflicht, das heißt an seine Liebe. Laß mich nichts weiter sagen, mein Vater. Er liebt mich nicht mehr, und er erschrak, als er mich sah. Er liebt eine Andere."

„Ich weiß," sagte ihr Vater heftig mit der geballten Faust auf den Marmortisch schlagend, „ich weiß, er liebt diese leichtsinnige, diese verführerische Gräfin, diese Armida, diese Zauberin, diese Gräfin Aurelia Harbaschic! Oh, denken zu müssen, daß um einer elenden Kokette, einer Buhlerin willen meine edle und schöne Tochter verrathen und verlassen wird! Denken zu müssen, daß ich sie nicht rächen kann an dem Verräther und an der Buhlerin."

„Ueberlasse die Rache Gott und dem Schicksal, mein Vater," sagte sie ernst. „Du hast es mir gelobt, daß Du es thun willst, hast es mir gelobt auf die kalte Stirne meines armen, todten Kindes. Halte Dein Wort, mein Vater! Dem Kleinen gegenüber laß uns groß sein, und dem

Schlechten gegenüber laß uns gut sein. Ich war bei ihm und er sagte mir, ja, er hatte den kalten, grausamen Muth, es mir zu sagen, daß er mich nicht mehr liebe, daß all' sein Glück, seine Hoffnung, seine Zukunft an diesem Weibe hinge, welches, während wir sprachen, von ferne die Allee herabkam."

„Und was thatest Du?" fragte ihr Vater mit aufblitzenden Augen, „Du sahst sie und Du stürztest ihr nicht entgegen und Du wardst nicht in Deinem gerechten Zorn zu einer Tigerin, welche die Räuberin zerreißt, die ihr das Geliebteste stahl?"

„Nein, mein Vater, ich that, was mir mein Stolz und meine Ehre befahl. Ich zerriß das Zeugniß, welches der alte gute Priester, der unsere Ehe einsegnete, mir gegeben. Ich zerriß es, ich warf die Fetzen meines Glückes und meiner Vergangenheit zu seinen Füßen nieder; ich verließ ihn und kündete ihm, daß ich ihn auf ewig verließe, und daß ich mich auf ewig von ihm lossage."

„Brav gehandelt! Brav, meine Tochter! Das heißt gehandelt im Sinne Deines Vaters und Deiner edlen Mutter," rief ihr Vater mit Thränen in den Augen: indem er sie in seine Arme schloß und sie fest an sein Herz drückte. „Jetzt, mein Kind, sollst Du auch von mir eine Beichte em-

pfangen und auch von mir Absolution erhalten. Seit einem Jahre weiß ich, daß Du verheirathet warst. Der alte, gute Pater, der Eure Ehe eingesegnet hatte, ließ mich zu sich rufen, da er fühlte, daß er im Sterben lag. „„Der Tod,““ sagte er zu mir, „„der Tod löst jedes Siegel von der Lippe und so will ich Dir das Geheimniß künden, welches Deine edle Tochter niemals verrathen hat.““ — Und er erzählte mir von Deiner Trauung und gab mir, wie er es Dir gethan, ein schriftliches Zeugniß, unterschrieben von ihm und untersiegelt mit dem heiligen Siegel der Kirche, in welcher Du getraut worden.“

„Und Du sagtest mir nichts, mein Vater?“ fragte sie erstaunt.

„Nein, ich sagte Dir nichts, denn so mußte ich es dem alten Pater Bernardo in seine sterbende Hand geloben, daß ich schweigen wolle, so lange Du schwiegest, daß ich das Geheimniß, welches Du so heilig bewahrtest, heilig bei mir tragen wollte. Doch entsinne Dich, meine Tochter, als ich von dem Begräbniß des guten, alten Paters heimkam, da nahm ich Dich in meine Arme und küßte Dich und sagte zu Dir: Es soll Alles vergeben und vergessen sein, und nur die Liebe soll bei uns weilen, und die Kunst soll uns trösten

über Alles. Die Kunst, welche auf allen Pfaden meines Lebens meine Begleiterin gewesen ist, in meiner Jugend meine Herrin und Gebieterin, dann, als das Unglück über mich hereinbrach, meine Trösterin und meine Freundin."

Der Hund, welcher wieder seinen Wachtposten vor der Hausthüre eingenommen, schlug eben laut an und kam in mächtigen Sätzen dahergerannt, als der Herold des alten bestaubten Mannes mit der Ledertasche, welcher jetzt durch die Küchenthür in den Garten hineinschritt.

„Ein Brief, ich bringe einen Brief," rief er, ein großes Schreiben hoch emporhaltend. „Einen Brief für Signora Giulietta Leonardo!"

Sie sprang auf und eilte ihm entgegen und betrachtete aufmerksam das Couvert des Briefes.

„Er kommt von weit her," sagte der alte Postbote, „von weit her über die Alpen, aus Deutschland, wie es scheint."

„Aus Deutschland?" fragte ihr Vater, der ihr gefolgt war. „Und der Brief ist an Dich gerichtet?"

Giulietta nickte.

„Ja, an mich, mein Vater, ich erzähle Ihnen nachher davon."

Sie verabschiedete sich und belohnte den alten

Boten, der, gefolgt und überwacht von dem Bernhardiner, sich wieder entfernte, und kehrte dann mit ihrem Vater zu der Laube zurück.

„Willst Du mir erlauben, daß ich den Brief öffne?" fragte sie.

Der Alte nickte.

„Und dann, wenn es nicht wieder ein Geheimniß ist, dann sage mir, was er enthält und woher er kommt?"

Sie brach hastig das Siegel, faltete das große Schreiben auseinander und überflog es eilends mit ihren Blicken. Dann athmete sie hoch auf und ein trauriges Lächeln umspielte ihre Lippen. Sie schlug das Papier wieder zusammen und verbarg es in ihrem Busen.

„Nun," fragte ihr Vater, „willst Du mir nicht sagen, was der Brief enthält?"

„Ja, mein Vater, Du sollst Alles erfahren," sagte sie, doch es hat damit keine Eile. Wir sprachen von der Vergangenheit, laß uns noch ein wenig bei ihr verweilen, bevor wir uns mit der Gegenwart beschäftigen. Sage, mein Vater, erinnerst Du Dich wohl noch jenes Fremden, der vor einem Jahre bei uns war?"

„Gewiß, ich erinnere mich seiner," erwiderte ihr Vater. „Er ging drüben die Halle hinauf, um

die Herrlichkeit der Welt zu schauen dort oben von Maria del Monte. Wir Beide hatten nicht darauf geachtet, wir waren drunten im Musikzimmer und Du sangst gerade die herrliche Arie aus Mozart's Don Juan. Die Arie der Donna Anna, welche von dem Verräther verlassen ist, und Du sangst sie mit dem ganzen Zorn und Schmerz Deiner eigenen Seele. Die Fenster waren geöffnet, und der Herr, welcher drunten die Halle hinaufging, hatte Deine Stimme gehört und war, von ihr angezogen, näher gekommen. Und auf einmal, als Du eben Deine Arie geendet, tönte es hinter uns: bravo, bravissimo! und da stand der Fremde im Zimmer mit leuchtendem Angesicht und lächelndem Munde und konnte nicht müde werden, uns sein Entzücken auszudrücken über Deinen wundervollen Gesang."

„Und über die herrliche Methode des Maëstro, der mich so schön singen gelehrt," fügte Giulietta hinzu, indem sie zärtlich die Hand ihres Vaters ergriff und an ihre Lippen drückte. „Ich sagte ihm, daß mein einziger Maëstro mein theurer Vater gewesen. Er fragte nach Deinem Namen und als Du ihn sagtest, da rief er ganz erstaunt: Leonardo? War das nicht ein Sänger, der einst vor zwanzig oder fünfundzwanzig Jahren in Wien

Furore machte? Du mußtest bekennen, daß Du selber dieser Sänger gewesen — und das war das erste Mal, mein Vater, daß ich von Deinem früheren Ruhm und Deiner Künstlerschaft erfuhr. Du hattest mir nie davon erzählt."

„Nein," sagte der Alte, „ich hatte Dir nie davon erzählt, und ich hatte wohl meinen Grund dazu. Ich wollte der Vergangenheit nicht gedenken, die mir so viel Schmerzen gebracht."

„Aber welche Dir auch so viel Ruhm gebracht, mein Vater, daß nach fünfundzwanzig Jahren man Deinen Namen noch nicht vergessen hatte. Jener Fremde, der, wie wir nachher von den Begleitern hörten, die ihm nachfolgten, erfuhren, ein gar vornehmer Herr, ja ein König war, jener Fremde kannte doch Deinen Namen und hatte Deinen Ruhm nicht vergessen."

„Das heißt, er war nicht dabei gewesen, als mein Ruhm verblichen war und als sie ihn an einem schrecklichen Abende unter die Füße traten und für immer vernichteten," sagte ihr Vater leise. „Es ist wahr, ich besaß eines Tages Ruhm, und die Leute priesen mich als einen großen Sänger! So kam es, daß ich an der großen italienischen Oper, die in Wien jeden Winter ihre Vorstellungen gab, auf zehn Jahre engagirt ward.

Und die ersten Jahre gab es viel Ruhm, viel Ehre, viel duftende Liebesbriefchen und viel Aufforderungen zu Rendezvous, sogar mit vornehmen Damen. Doch gegen solche Versuchungen hatte ich ein himmlisches Gegenmittel gefunden, — das war die Liebe Deiner Mutter, Giulietta. Sie war schön, sie war jung und sie war tugendhaft. Von ihr, Giulietta, hatte ich niemals ein duftendes Liebesbriefchen empfangen, von ihr niemals eine Aufforderung zu einem Rendezvous. Ich sah sie nur im Theater sitzen, an der Seite ihres Vaters, nicht in den vornehmen Logen, in denen der hohe Adel sich putzt und spreizt, sondern droben im zweiten Rang. Ich sah, wie sie mit entzücktem Lächeln mir zuhörte, und das gewann ihr mein Herz; und ich ging ihr nach und fand sie, die einsam und bescheiden mit ihrem alten Vater in einer Vorstadt wohnte, und ich gewann ihre Liebe und sie ward mein Weib. Laß mich nichts sagen von den glücklichen Jahren, die nun folgten. Sie sind mir heilig noch in ihrer Erinnerung und ich habe keine Worte dafür. Nach vier Jahren unserer Verheirathung machte mir mein theures Weib das zum Geschenk, welches allein noch unserm Glücke gefehlt. Sie schenkte mir eine Tochter, Dich, meine Giulietta. Doch wenn man auf der

Höhe steht, geht es dann wieder den Berg hinunter. Und wir standen auf der Höhe des Glückes, und ich sollte nun bald in den Abgrund hinabsinken. Es war schon seit einigen Jahren schlechter gegangen mit meiner Stimme. Die neuen abscheulichen italienischen Opern mit ihrem Firlefanz hatten mir die Stimme ruinirt, und die Leute sprachen schon in den Zeitungen davon und jammerten und lamentirten, daß man mich auf zehn Jahre engagirt hätte, und wenn ich sang, schrieen sie nicht mehr: da capo, und keine Hand rührte sich mehr nach den großen Arien, die ich sonst unter dem entzückenden Zujauchzen der wetterwendischen Menge gesungen. Mir wäre es gleichgültig gewesen, aber Deiner Mutter schmerzte es, glaube ich, denn sie hatte bisweilen verweinte Augen, wenn wir aus der Oper heimkehrten. Es kam vielleicht daher, daß sie sich nach Deiner Geburt sehr schwer erholen konnte. Der Kummer und die Sorge nagten an ihr und mich drückte es nieder, daß sie krank war und leidend. Ich wollte sie nimmer verlassen, ich wollte beständig bei ihr sein, denn mich dünkte immer, es wäre die letzte Stunde meines Glückes, und so vernachlässigte ich meine Pflicht und blieb drei Tage hinter einander aus, während sie mich Abends in der Oper er=

warteten und man mußte um meinetwillen die Opern abändern und einmal sogar die Vorstellung aussetzen. Der Impressario war wüthend darüber und an einem Morgen ließ er mir erklären, wenn ich heute Abend wieder ausbliebe und wieder die Vorstellung störte, so würde er das als einen Kontraktbruch betrachten und ich würde auf der Stelle entlassen sein. Ich sagte dem Boten, daß ich unmöglich heute zusagen könnte, da mein armes, geliebtes Weib im Sterben läge. Er aber schrie mich an und kündete mir nochmals im Namen des Impressario, daß, wenn ich noch ein Mal das Repertoire störte, ich entlassen sei, auf der Stelle, und damit ging er fort. Ich aber kehrte an das Krankenlager Deiner Mutter zurück. Sie hatte mein lautes Zwiegespräch mit dem Abgesandten des Impressario gehört, und sie mahnte mich mit ihrer sanften Stimme, die schon wie die Stimme eines Engels so mild und so überirdisch erklang, sie mahnte mich an meine Pflicht und sagte mir, ich müßte singen, um für sie und das Kind und mich selber unsere Zukunft nicht zu gefährden. Ach, die edle, hochherzige Seele, sie wußte wohl längst, daß es für sie keine Zukunft mehr gäbe, und sie wollte mich nur täuschen, indem sie sprach von unserer Zukunft. Sie beschwor mich, daß

ich muthig und standhaft sein sollte, um ihret- und ihres Kindes willen, und daß ich singen sollte an dem Abende. Sie sagte mir, es ginge ihr viel besser und sie fühle sich fast genesen. Ich gab mir das Ansehen, als glaubte ich ihr, obschon der Arzt mir gesagt, daß keine Hoffnung und keine Genesung möglich wäre. Und weil es vielleicht der letzte Wunsch, das heißt, der letzte Befehl Deiner sterbenden Mutter war, so that ich, wie sie wollte und ging den Abend in's Theater, um zu singen. Das Herz war mir angeschwellt von Thränen und die mochten wohl den Ton in meiner Brust ganz ersticken und ganz verdrängen, so daß ich noch schwächer und noch matter sang, wie sonst, und ich meinte doch, ich hätte mit rechter Heldenkraft mich aufgerafft, um das Repertoire nicht zu stören. Ich meinte doch, ich hätte den Muth eines Helden bewiesen, indem ich hinaustrat, und die große Arie des Almaviva sang, denn wir gaben gerade an dem Abende eine lustige Oper, wir gaben Rossini's „Barbiere di Sevilla", und ich mußte den zärtlichen Liebhaber spielen, indeß mein Herz voll Jammer und Elend war. Und so mochte es wohl gekommen sein, daß meine Stimme schlecht war und kaum hörbar. Das Publikum lachte und aus dem Olymp, wo die richtenden Künstler

thronen, das heißt, droben von der Galerie, jubelten sie mir nach und riefen unter dem Geheul und Gelächter des Parterre da capo. Sie trugen mich ohnmächtig fort von der Bühne und am anderen Morgen erhielt ich meinen Abschied, weil ich abermals das Repertoire gestört hätte. Ach, einen viel schlimmern Abschied erhielt ich an demselben Morgen. Das war der Abschied von meinem Glück, von meiner Liebe, von Allem, was ich auf Erden heilig und gut und treu gefunden. Deine Mutter starb an jenem Morgen. Und bei dem Abschied von ihr war es mir ganz gleichgültig, daß mir der Impressario den Abschied gegeben. Ich verkaufte Alles, was ich besaß, und kehrte mit Dir nach meiner lieben Heimath, hierher nach Vicenza zurück. Als ich mit Dir, mit meinem Kindlein im Arm, in dem Vetturin durch die Straßen von Vicenza fuhr, und er um eine Ecke biegen wollte, wurden wir aufgehalten von einem Menschengewühl, das sich um einen Ausrufer schaarte. Der Vetturin hielt an und wir hörten, wie der Ausrufer kündete, daß draußen ein Gartenhäuschen auf dem Wege nach Sancta Maria del monte verkauft werden solle, am anderen Tage. Ich nahm es für einen Wink Gottes oder Deiner Mutter; und am anderen Morgen ging

ich hinaus, Dich in meinen Armen haltend und erstand das kleine Gartenhäuschen hier. Seitdem habe ich es nicht wieder verlassen und werde es nicht verlassen bis zu meinem Tode. Hier habe ich gelebt mit meinen Erinnerungen und mit Dir, und hier habe ich treulich und tapfer gekämpft und gestritten und gearbeitet."

„Und viele große Sänger und Sängerinnen danken ihre Ehre und ihren Ruhm, ihr Glück und ihre Zukunft diesem kleinen stillen Häuschen, in welchem der große und berühmte Maëstro Bernardo wohnt," rief Giulietta, indem sie ihre Arme um den Hals des Vaters schlang und ihn innig küßte.

„Wer weiß, mein Kind, ob sie, wenn sie mit ihren Gedanken zurückschauen auf dieses Haus, mir nicht fluchen, indem sie vermeinen, daß es besser wäre, ich hätte sie zurückgewiesen von der Schwelle dieses Hauses und ihnen gerathen, ehrliche Arbeiter zu werden, anstatt, daß ich sie lehrte, Künstler zu werden. Der Weg der Kunst ist mit Dornen bestreut, und sie bohren sich tief ein in die Füße derer, welche über sie hinwandeln."

„Aber an dem Ende dieses Weges leuchtet der heilige Tempel der Kunst, der heilige Tempel des Ruhmes und der Ehre," rief Giulietta mit

begeistertem Ton. „Mein Vater, entsinnst Du Dich, was jener Fremde, der ein König war und sich Ludwig von Bayern nannte, entsinnst Du Dich, was er damals zu Dir und zu mir sprach, als er mich singen gehört hatte?"

„Ich entsinne mich, denn seine Worte gingen mir wie ein Dolchstoß durch das Herz," sagte ihr Vater. „Er sagte, das junge Mädchen hat eine Million in ihrer Stimme, und Ihr wärt ein sündhafter Verschwender, wenn Ihr diese Million wolltet im Staub und in der Einsamkeit verscharren."

„Und weiter," fügte Giulietta hinzu, „weiter sagte er: sie muß Sängerin werden, dann wird sie ganz Europa zu ihren Füßen sehen. Sie muß auf die Bühne gehen, denn ich höre es an ihrem Gesang, sie hat ein dramatisches Talent und sie wird nicht bloß Millionen, sondern sie wird auch Ruhm und Ehre gewinnen."

„Ja," nickte der Alte, „das sagte er, und entsinne Dich, Giulietta, daß ich von jenem Tage an meine Studien mit Dir viel ernster und eifriger betrieb. Ich dachte an die Worte des Fremden, ich dachte, daß ein Tag kommen könne, wo der Genius der Kunst Dich zu sich rufen und Du seine Stimme vernehmen würdest und ich wollte Dich für diesen

Tag bereit machen, damit Du dem Rufe folgen könnest, wenn Dein Herz Dich dazu triebe."

„Wohlan, mein theurer Vater, dieser Tag ist gekommen!" rief Giulietta, indem sie die Hand ihres Vaters ergriff und an ihr Herz drückte, „ja, der Genius der Kunst, welcher einst meinen theuren Vater begeisterte, hat auch auf mich sein Auge gelenkt und er ruft mich zu sich. Du sollst entscheiden, ob ich dem Rufe folgen soll, Du sollst über mein Leben und über meine Zukunft bestimmen."

„Der gute, alte König Ludwig von Bayern hat das Versprechen, welches er freiwillig bei seinem Hiersein gab, nicht vergessen. Er sagte zu mir: „machen Sie sich fertig zur Reise nach den Tempeln des Ruhmes. Ich werde dafür sorgen, daß Sie diese Reise würdig und ihrem Talente gemäß, antreten können." Er hat sein Wort erfüllt, mein Vater," fuhr sie fort, indem sie jenen Brief, den sie vorher empfangen, aus ihrer Brust hervorzog, „hier mein Vater ist die Bestätigung! Ein eigenhändiges Schreiben des guten, alten Königs, der, obwohl er nicht mehr in seinem Lande regiert, doch in Sachen der Kunst immer noch der bestimmende und fördernde König und Herrscher ist. Er fordert mich auf, nach München zu kommen, um dort in den Rollen,

welche Du für geeignet hältst, mein Debüt zu geben und dann einen längeren Contract mit dem Intendanten abzuschließen. Er meldet, daß der deutsche Banquier Michael in Vicenza beordert ist, mir die Summe von fünftausend Thalern zu meiner Reise und zu meinem Aufenthalt in München auszuzahlen und daß ich dort für jeden Abend eine Summe von hundert Louisd'ors erhalten soll."

„Das heißt königlich gehandelt und königlich bezahlt," sagte ihr Vater mit hastigem Nicken seines Hauptes.

„Ich lege nun in Deine Hände die Entscheidung, mein Vater," sagte Giulietta ernst, „sage Du, wollen wir dem Rufe folgen, wollen wir nach München gehen?"

„Wir?" fragte ihr Vater ganz erstaunt. „Von Dir nur, mein Kind, ist die Rede, Dich hat der Genius gerufen und Du sollst seinem Rufe folgen. Aber Deinen alten Vater hat er seit lange schon vergessen und er ist in dem Tempel des Apoll Nichts weiter, als der niedrigsten Diener einer, welcher das heilige Feuer schürt, das die Priester des erhabenen Gottes begeistern soll zu edlen und zu großen Thaten!"

„Aber, mein theurer Vater, Du willst mich

doch nicht allein gehen lassen und Du kannst doch nicht allein zurückbleiben wollen?"

„Ich bin nicht allein," erwiderte ihr Vater würdevoll, „die großen Geister aller Derer, welchen ich einst gedient und deren Compositionen ich zu verherrlichen suchte mit aller Kraft meines Wesens, Mozart und Meister Gluck, Palästrina und Lotti, Beethoven, Gretry und Cherubini, sie Alle sind bei mir und sprechen zu mir durch ihre himmlische Musik, die fort und fort, Tag und Nacht mich umrauschet und in meinen Ohren klinget, wie heilige Sphärenmusik. Und dann, mein Kind, ist auch Deine Mutter bei mir. Ihr Menschen alle, Ihr seht sie wohl nicht, ich aber schaue sie nicht blos in meinen Träumen, sondern auch am Tage! Ich schaue sie in jedem Sonnenstrahl und in jeder Blume; sie erwärmt mein Herz durch den Sonnenstrahl, sie erquickt mein Auge durch die Blüthenpracht und nun wirst auch Du Dich meiner ewig Gegenwärtigen zugesellen, meine Tochter. Auch Dich werde ich schauen und Du wirst neben mir sitzen, wie sonst, und wirst mich erquicken durch Deine herrliche Stimme und durch Deinen herrlichen Gesang! Ich werde auch Deine Triumphe mit erleben, besser, wie ich es thun könnte, wenn ich wirklich bei Dir wäre; denn hier wird sich in

die Jubelklänge, von denen ich weiß, daß sie Dir erschallen werden, nicht der neidische Hohn und das ekle Zischen niederer Geister mischen, welche ihren Gifthauch gerade am liebsten über das Schöne und Edle ausspritzen und eine hämische Freude darin finden, das Hehre und das Strahlende zu beschmutzen. Mich lasse hier, meine Tochter, ich bleibe, was ich bin, der alte Maëstro, welcher das Feuer schürt und von dem Obolus lebt, welchen die Priester des Apoll ihm darreichten. Besser, mein Kind, kärglich und sparsam von solchem Obolus leben, als sich nähren lassen von dem Ueberfluß einer Anderen und wäre diese Andere auch die eigene Tochter. Der erkämpfte und ersparte Obolus ist schöner, als das von der Wohlthat empfangene Goldstück!"

„Aber, mein theurer Vater, Du kannst auch dort in München Deine Kunst und Deine Lehre verwerthen, wenn Du denn durchaus darauf bestehst, daß Du nicht jetzt endlich mit mir leben willst von den Zinsen des Capitals, welches ich doch Dir allein verdanke. Wie, mein Vater, habe ich denn nicht gelebt von Deinem Gute und habe ich nicht freudig und ohne Zagen Alles angenommen, was Dein Fleiß, Deine Güte und Deine nimmer rastende Arbeit mir verschafft?"

„Du bist mein Kind, und es ziemt den Kindern, freudig zu nehmen, von dem, was die Elternliebe ihnen giebt; aber Deinem Vater würde es nicht ziemen, zu leben von dem, was seine Tochter sich erwirbt und Wohlthaten anzunehmen, so lange er noch arbeiten kann! Laß uns darüber weiter nicht reden und streiten, meine Tochter.“

„Nun denn, wenn Du so denkst, mein Vater, so werde ich Dich nicht verlassen,“ sagte sie entschlossen, „so werde ich bei Dir bleiben und mich nimmer von Dir trennen, bis Gott und das Schicksal dereinst so grausam sind, uns zu scheiden.“

„Du darfst das nicht, meine Tochter,“ sagte der Alte, lebhaft das Haupt schüttelnd, „Dich ruft der Genius, Dich ruft der Gott Apoll und Du wärest eine treulose Priesterin und eine ehrvergessene Jüngerin, wenn Du den Ruf nicht hören wolltest. Wem der Gott das Talent und die Kraft gegeben, dem befiehlt er auch, dieselbe zu üben und sein Talent aufleuchten zu lassen über der Welt, als die heilige Sonne, welche die Menschen begeistern und die Edlen erquicken soll! Du mußt gehen, Giulietta, denn Gott Apoll war es, welcher den guten, alten König im vorigen Jahre hierher gesandt und er ist es wiederum auch jetzt, der durch ihn Dich zu sich ruft. Ja Giulietta, Du

bist berufen, Du sollst ihm dienen, dem Gotte der Kunst und der Poesie! — Schüttle nicht Dein Haupt und sage nicht noch einmal, daß Du bei mir bleiben willst. Ich erlaube es Dir nicht, und wenn es darauf ankommt, nun wohl, dann befehle ich Dir, als Dein Vater, daß Du gehen und dem Berufe folgen sollst, den das Schicksal Dir angewiesen! Ich kann Dich mit froher Ueberzeugung aus meiner Lehre entlassen, Du bist keine Schülerin mehr, Du bist eine Meisterin und Du wirst dem Geiste Deiner Mutter und dem Namen Deines Vaters Ehre machen, daran zweifle ich nicht!"

„Ich werde an Dich denken, mein Vater, und das wird mir Muth geben und Freudigkeit," sagte sie traurig. „Aber wenn Du es denn so befiehlst und wenn ich dem Rufe folgen soll, so muß es leider schon in der allernächsten Zeit geschehen. Der König macht es mir zur Bedingung, daß ich sofort mich entscheiden, und wenn ich zustimme, schon in zwei Tagen von hier abreisen soll, weil man zu den Festlichkeiten, welche in München, ich weiß nicht, welcher Veranlassung zufolge, stattfinden sollen, meine Mitwirkung bei den Festdarstellungen der Oper verlangt."

„Nun wohl, meine Tochter," sagte der Alte, indem er sich erhob, „ich werde sogleich auf das

Telegraphenamt gehen und dem König Ludwig von Bayern, dem Exkönig seines Landes, dem regierenden König im Lande der Kunst, melden, daß meine Tochter in zwei Tagen von hier abreisen wird." —

Nach zwei Tagen war Alles zur Abreise Giulietta's bereit. Der kleine Koffer mit ihren wenigen Habseligkeiten war gepackt und verschlossen und in einer Stunde mußte man sich hinausbegeben auf den Eisenbahnhof zur Fahrt nach Verona und von dort nach München hin. Es war in diesen beiden Tagen ein bewegtes, geschäftiges Leben in dem kleinen Hause gewesen; die Vorbereitungen der Abreise hatten weder Giulietta, noch ihrem Vater Zeit gelassen zur Trauer und zum Nachdenken über die bevorstehende Trennung.

Jetzt, da Alles vollendet war, trat ihr Vater ein in das Gemach Giulietta's, in welchem sie vorher noch so geschäftig gewesen. Sie hörte ihn nicht kommen, sie war niedergekniet neben dem Koffer, vielleicht um ihn zu schließen; doch dann war der Schmerz über sie gekommen, sie hatte ihr Haupt niedergesenkt auf das schwarze Leder und die Hände über ihrem Haupt gefaltet, weinte sie bitterlich. Ihr Vater blieb einen Augenblick in der offenen Thüre stehen und schaute mit zärt=

lichen Blicken zu ihr hin. Er fühlte, wie die Thränen, welche er so sorgsam und mit so großer Stärke in seinem Herzen festgehalten, ihm nun doch in die Augen stiegen und brennend heiß sie erfüllten. Doch er wollte nicht der weichen Stimmung nachgeben, wollte dem Schmerz und der Wehmuth nicht die Herrschaft über sich erlauben. Hastig mit der umgewandten Hand trocknete er die feuchten Augen und mit einem Lächeln, welches die Liebe seinem Herzen abrang, schritt er vorwärts und legte seine Hand auf die Schulter der Tochter.

„Stehe auf, mein Kind," sagte er, „wir haben kaum noch eine Stunde Zeit, bevor wir nach der Eisenbahn hinausmüssen, laß uns dieselbe in Ruhe und Freudigkeit genießen. Komm', an meiner Hand sollst Du Abschied nehmen von dem Platz im Garten, wo wir sonst so glücklich gewesen und wo wir so heilige und schöne Stunden verlebten! Komm', meine Tochter, im Frieden Gottes und unter den Sonnenstrahlen des blauen Himmels wollen wir von einander Abschied nehmen!"

Sie trocknete hastig die Augen und bat ihn mit leise geflüsterten Worten um Verzeihung, daß er sie so schwach gesehen, während sie ihm doch versprochen, nicht zu weinen, sondern froh zu sein, im Dienste der Kunst.

Hand in Hand schritten sie Beide dann hinunter in den Garten zu der Laube hin, wo sie vor zwei Tagen die Botschaft empfangen. Da standen sie, die Hände ineinandergeschmiegt, die Tochter, das Haupt gelehnt an die Schulter ihres Vaters. Er legte segnend seine Hand auf das geliebte Haupt und dann hob er langsam den Blick empor zum Himmel.

„Ich weiß, Marie, daß Du bei uns bist,“ sagte er laut, „ich weiß, daß auch Du in dieser Stunde Deine Tochter segnest, welche auszieht in die Welt, um sich Ruhm und Ehre zu verdienen und ich flehe zu Dir, Marie, gehe mit ihr und weiche nicht von ihrer Seite auf den gefahrvollen Bahnen, welche sie zu wandeln hat! Denn, meine Tochter,“ fuhr er fort, „gefahrvoll sind die Bahnen, welche die Jüngerinnen der Kunst zu wandeln haben und unter den Blumen, mit welchen Euch der Enthusiasmus und die Bewunderung oder auch der Leichtsinn und der Uebermuth die Wege bestreut, bergen sich der Dornen, die Euren Fuß zerfleischen und der Schlangen viele, die Euch das Herz vergiften! Denke daran, meine Tochter, und so oft man Dir Blumen darreicht, mit Blumen Dein Haupt bekränzt, oder sie zu Deinen Füßen niederstreut, gedenke dieses Wortes Deines Vaters: die

Blumen haben Dornen und die Schlangen verbergen sich unter ihnen! Darum sei vorsichtig, meine Tochter, und traue Niemandem, vorzüglich nicht den Anbetern, welche mit ihren Schmeicheleien Dein Ohr vergiften, und mit ihren Geschenken Deine Seele erkaufen möchten!“

„Ich habe gegen solche gefährlichen Freunde nicht blos den Schutz Deiner Worte, mein Vater, sondern auch den Schutz meiner traurigen Erfahrungen!“ sagte sie. „Ich will an Dich denken bei allem Guten und Schönen, das ich thun und vollbringen möchte, doch wenn Schmeichler mich umgeben und enthusiastische Anbeter mit ihren verlockenden Worten sich zu mir drängen, dann will ich gedenken Dessen, der meine Jugend zertreten, und mein Herz zerbrochen hat!“

Ihr Vater schüttelte leise das Haupt.

„Verlasse Dich nicht darauf, meine Tochter, denke nicht, daß Dein Herz keiner Liebe mehr fähig, und daß Deine Jugend zertreten sei. Ach, das Herz ist so stark im Leiden und während man noch denkt, daß es gebrochen, beginnt es schon zu heilen und zu erstarken und die Jugend richtet ihr Haupt auch wieder empor und hofft und wünscht immer auf's Neue! Wenn man jung ist und seinen ersten Schmerz erfahren, und seine erste Wunde erhalten

hat, so vermeint man wohl, daß man daran sterben müsse, daß die Wunden nie vernarben und daß die Jugend nie zurückkehren könne; aber ach, je länger man lebt, desto mehr erstarkt man für den Schmerz und unter den Narben, welche das Herz empfangen, blühen sie immer wieder auf die Blumen der Hoffnung und die Sehnsucht der Liebe! Sei also vorsichtig, meine Tochter, mißtraue Deinem eignen Herzen und meine nicht, daß es gestorben ist, während es blos den Schlummer der Ermattung schläft. Du hast Großes begonnen und wirst Großes vollbringen! Du wirst allein hinaustreten in die Welt und wirst vor den Augen der neugierigen Menge Dich darstellen mit Deiner Schönheit und mit Deiner Kunst! Denn ich sage es Dir heute, Giulietta, Du bist schön, aber ich sage Dir auch, wappne Dich und umhülle Dich mit dem Panzer der Tugend und der Sittsamkeit, sonst bist Du verloren! Ich sage Dir nicht, daß Du leben sollst und kannst, wie es andere ehrsame Frauen thun, wie es eine Lucretia konnte, die auf ihrem Grabe die einzige Grabschrift zu haben wünschte: „sie hat die Wolle für ihre Kleider gesponnen.“ Nein, Du sollst die heiligen Gewänder des Gottes Apoll weben, Du sollst ihm dienen in den offenen Hallen mitten auf dem Markte,

wohin das Volk kommen wird, den Gott anzubeten und die Priesterin zu bewundern in ihrem heiligen Dienst. Darum, ich wiederhole es Dir, darum wappne Dein Herz und umgürte Dich mit dem heiligen Panzer! Ich kenne die furchtbaren Versuchungen, welche das fieberhafte und aufgeregte Leben des Künstlers begleiten, ich weiß, welche mächtigen und zauberhaften Gifte sich unaufhörlich durch seine Adern ergießen und sein Blut entflammen, ich weiß das, meine Tochter, aus eigner Erfahrung und ich weiß, daß auch Dir diese Erfahrungen nicht erspart werden können! Ich weiß, daß ein Tag kommen wird, wo die sogenannten, ehrsamen Frauen, welche in der Stille oft mehr sündigen, als die Künstlerinnen und die Frauen, welche sich darstellen müssen vor der Menge, mit Fingern auf Dich zeigen, und sagen werden: „schaut an dieses Weib, welches den Göttern dient, welches nicht blos dem Apoll, sondern auch dem Amor und der Venus huldiget!“ Wenn solches Geschwätz der eitlen und der herzlosen Menge zu mir dringt, so werde ich mich nicht davon beirren lassen; denn ich kenne die bösen Zungen und den Neid der Welt; ich kenne vor Allem auch die Unbarmherzikeit der sogenannten ehrbaren Frauen, denen es Freude und Genuß

gewährt, eine Künstlerin zu zerfleischen und sich besser zu dünken, als sie, während sie doch nur das elende Schlächterhandwerk an fremder Ehre und an fremder Tugend üben. Ich werde dann zu Dir treten und Dich fragen: „Giulietta, bist Du treu geblieben Deinem Gotte? Das heißt, bist Du ehrbar geblieben? Denn meine nicht, daß man seinem Gotte treu dient, wenn man nicht auch der Tugend und der Ehrbarkeit dient! Und wenn Du mir alsdann sagst: ja, mein Vater, ich bin eine treue Priesterin geblieben der Kunst, dann werde ich Dir glauben und nicht hören auf die Verleumdungen der Welt! Ich sage Dir auch noch dies, wenn Du Dich hinreißen läßt von Deiner Leidenschaft, von Deiner Imagination, wenn Du für Wahrheit hältst die gleißnerische Lüge und für Liebe die schmeichelnde Liederlichkeit, die sich zu Dir drängt, dann bist Du verloren! Erinnere Dich, meine Tochter, daß die Römer, ich meine die wahren Römer, die großen Männer der alten Zeit, daß die mit demselben Worte die Tugend und die Kraft bezeichneten! Erinnere Dich, daß die alten Griechen ihre Musen als keusche Jungfrauen darstellten, und daß sie den Vestalinnen die Hut des heiligen Feuers übertrugen! Von diesem heiligen Feuer der Vestalinnen sollst Du eine Fackel hin-

aus tragen in die Welt und sollst sie aufleuchten lassen über der Menge. Wenn Dir eine irdische Liebe diese Fackel erlöschte, dann würdest Du gleich den Vestalinnen lebendig begraben werden. Denn der heilige Dienst verträgt sich nicht mit der unheiligen, sinnlichen Liebe! Wache also über Deinem Herzen, wache über Deinem Leben und behüte das heilige Feuer und wenn es Dir schwer fällt, Giulietta, und wenn in den Stunden der Aufregung und der Begeisterung Dein Blut flammend durch Deine Adern glüht und Dein Herz sich aufbäumt in Entzücken, in Liebe und Lust, dann, meine Tochter, rufe zu Deiner Hülfe und zu Deiner Rettung nicht blos die Erinnerung an Deine Mutter und an Deinen Vater an, sondern rufe auch zu Deiner Hülfe die Schatten der Tapfern, der Starken herbei. Wende Dich an die erhabenen Geister der großen Componisten, deren Schülerin und deren Priesterin Du bist, an die erhabenen Männer, die allein eingetreten sind in den heiligen Tempel der Kunst und deren geweihte Stirne das Ideal geküßt hat! Wende Dich an Paläſtrina und an Lotti, an Beethoven und an Mozart und zu ihnen bete, daß sie Dich rein erhalten und ohne Schuld! Denn nur den Reinen und den Schuldlosen erschließt sich das Ideal!

Jene werden Dich schützen, denn sie waren nicht blos große Männer, sie waren Heilige und unter ihren Schutz stelle ich Dich jetzt, meine Tochter!"

Er umschlang sie mit seinen Armen und küßte zärtlich ihre Augen und ihre Stirne und sie lehnte sich an ihn in tiefer, heiliger Rührung. Sie schwiegen Beide. Leise nur rauschte der Wind durch das zarte Gezweige der Olivenbäume, die über die Laube sich neigten, und trug von den nahen Beeten den Duft der Blumen zu ihnen heran. Es war ein heiliger großer Moment, in welchem ihre Seelen zu einander sprachen und der durch kein äußeres Wort der Lippen entweiht werden durfte.

Nach einer Pause erhob sich ihr Vater mit entschlossenem, ruhigen Angesicht von seinem Sitz, und zog die Tochter mit sich empor.

„Die Stunde des Scheidens naht," sagte er, „wir haben kaum noch eine Viertelstunde und die wollen wir dem heiligen Dienste der Kunst weihen. Komm, meine Tochter, Du sollst mir zum Abschied das Lied singen, welches ich Deiner Mutter in ihrer Sterbestunde singen mußte, obwohl mir das Herz fast dabei brach. Du sollst es mir singen, da Du eintrittst in das Leben. Komm und mit den Tönen Mozarts sollst Du mir Lebewohl sagen."

Sie folgte ihm in den kleinen Musiksaal, in welchem sie seit Jahren so viele schöne und erhebende Stunden an der Seite des Vaters zugebracht, in welchen sie unter heiligem Gesange gelernt hatte, ihr eigenes Herz zu bezwingen und ihre Schmerzen auszutönen in Musik und Gesang.

„Jetzt," sagte ihr Vater, indem er vor dem Flügel sich niederließ, „jetzt, meine Tochter, singe uns Mozarts Gebet des Abschiedes und dann wollen wir kein Wort mehr mit einander reden, sondern still und schweigend hinuntergehen zur Eisenbahn."

Er ließ seine Hände in einigen vollen, mächtigen Accorden über die Tasten gleiten und dann mit einem Winke seines Hauptes gab er ihr das Zeichen. Mit lauter und prächtiger voller Stimme begann Giulietta zu singen:

„Jo ti lascio,
O Cara, addio!
Vive piu felice
E ricordati da me!"

III.

Auf See!

Es war eine stürmische Fahrt, das Meer brauste und heulte und stürmte unaufhaltsam die beiden ersten Tage lang. Das Schiff rollte und ächzte und krachte in seinen Fugen und selbst die tüchtigsten Matrosen und Seeleute an Bord fühlten ihre physische Kraft solchen Stürmen doch nicht gewachsen und schwankten umher mit bleichen Gesichtern oder mußten gar in ihre Kojen sich zurückziehen.

Nur der Kommandant, Graf Konrad von Harbaschic fühlte von dem Sturme, von dem Rollen des Schiffes und dem Gebrause der Wogen sich nicht beunruhigt, und mitten in dem Donner des Sturmes vernahm man die laute Stimme des Kommandanten, welcher oben von seiner Komman=

dantenbrücke aus durch das Sprachrohr den Matrosen seine Befehle gab.

Die Gräfin Leontine Bembo hatte während dieser zwei furchtbaren Tage nicht einen Moment ihre Kajüte verlassen können; diese furchtbare Krankheit, welche doch keine Krankheit ist und Denen, die nicht von ihr heimgesucht werden, daher kein Mitleid, sondern nur ein ironisches Lächeln abpreßt, die Seekrankheit, hatte sie heimgesucht während dieser zwei ersten Tage und Nächte und sie lag drunten in Schmerzen in ihrer Kajüte, gehegt und gepflegt von der alten Kammerfrau, ihrer stets getreuen Reisebegleiterin, welche die Stürme des Lebens gleichsam genug geschüttelt hatten, daß sie auch den Stürmen der See zu trotzen vermochte.

Jeden Tag einmal kam der Kommandant an die Kajütenthür, um als höflicher Kavalier und Schiffsherr sich zu erkundigen nach dem Befinden der Gräfin, und wenn er durch die halb geöffnete Thüre mit der Kammerfrau sprach, hörte Leontine seine tiefe melodische Stimme, und sie that ihr wohl mitten in ihrem Schmerz und es schien, als lindere sie auf einen Augenblick ihre Pein, denn es flog dann zuweilen ein mattes Lächeln über ihr bleiches Angesicht hin.

Am zweiten Tage der Fahrt, da die See ruhiger geworden, und das Schiff sacht und still dahinrauschte über die spiegelglatte Fluth, raffte Leontine sich empor, und auf den Arm ihrer Zofe gelehnt, ging sie auf das Oberdeck hinauf.

Es war still und einsam da oben, denn auf dem Schiffe Seiner Majestät des Kaisers von Oesterreich befanden sich ja keine Passagiere weiter, und der Dienst hielt die Mannschaft, wie die Offiziere, an ihre Posten gefesselt.

Sie stand allein da oben auf dem Deck mit ihrer Kammerfrau, und mit Entzücken athmete sie die frische, prächtige Seeluft ein, und mit Entzücken weilte ihr Auge an den herrlichen Ufern, an denen sie vorüberrauschten, und die in wechselnden Bildern ihr stets neue Aussichten und neue Erinnerungen boten. Sie schaute mit seligem Blick hin auf diese grünen, bewaldeten Höhen, die in prächtigen Linien gerade vom Ufer des dunkelblauen Meeres aufstiegen, und über denen dann aus weiter Ferne her die weißen Schneespitzen der Berge Griechenlands sie grüßten. Dort diese ungeheure Masse, welche mit einzelnen Spitzen und Hörnern weiß und glänzend am tiefblauen Himmel aufsteigt, das ist der Olympos, der Sitz der seligen Götter. Längst sind sie entflohen von

der Erde und das Glück und die Poesie haben sie mit sich hinaufgenommen in den Olymp. Nur der Schmerz ist zurückgeblieben aus der Büchse der Pandora, nur der Schmerz und das Elend!

Das denkt Leontine, während sie emporschaut zu den leuchtenden Silberspitzen des urewigen, heiligen Berges und gleichsam Hülfe und Trost erflehend, sucht ihr Auge auf dem Schiffe nach dem Einzigen, den sie kennt und der sie trösten könnte mit seiner Kraft und seinem muthigen Angesicht.

Dort oben auf der Kommandantenbrücke, hoch über dem Deck, da steht er, der Kommandant. Seine schlanke, hohe Gestalt hebt sich mächtig ab vom tiefblauen Horizont und wie in der Luft scheint er zu schweben über dem Schiff, über dem Irdischen, so dünkt es sie. Es geht ein seltsames Leben durch ihr Herz und sie gedenkt der Worte dessen, um den ihr Herz trauert, und welchen zu suchen sie ausgegangen ist in die Fremde, der Worte ihres Bruders: „Wenn ich den Grafen Konrad von Harbaschic sehe, so denke ich unwillkürlich an Dich, und ich meine, das wäre der Mann, den Leontine lieben könnte und der ihrer Liebe würdig wäre.“

„Still, mein Herz, still,“ murmelte sie leise

in sich hinein, „Du darfst an nichts Anderes denken, als an Ihn, den Du verloren, und den Du, wenn Gott Dir gnädig ist, dennoch vielleicht einst wiederfindest. Keine andere Hoffnung soll Dein Herz beben machen, keine anderen Wünsche es erfüllen."

Und sie wendet das Auge ab von der hohen Gestalt, die dort über dem Schiffe schwebt, und sie will nicht hören auf die melodische, mächtige Stimme, die eben mit lautem Kommandowort ertönt. Sie zwingt sich, in das Buch zu schauen, das sie in der Hand hat, und welches ihr die Namen der Felsen und Grotten und Bergspitzen, an welchen sie rasch wie mit Vogelschwingen vorüberfahren.

Dort steigt eine Klippe auf, eine hohe, mit grünem Moos bedeckte Klippe. Ihr Wegweiser sagt ihr: „Das ist der leukadische Felsen."

„Sieh, Margarethe," ruft sie mit lauter Stimme der Kammerfrau zu, den Arm erhebend und hindeutend auf die grüne Klippe, welche so feierlich und so ernst, als wäre sie ihrer hohen geschichtlichen Bedeutung sich bewußt, emporsteigt aus den blauen Fluthen. „Sieh, Margarethe, das ist der leukadische Felsen und dort unten zu seinen Füßen in den blauen Wogen, dort ist das

Grab der Dichterin, einer Frau, welche starb, weil derjenige, dem sie ihr Herz geschenkt, sie verrieth, und weil sie es nicht ertragen konnte, den Mann verachten zu müssen, den sie liebte."

„Sie glauben das?" fragte eine Stimme hinter ihr, eine Stimme, welche ihr Herz erbeben machte und ihr die Gluth in die Wangen trieb.

„Was meinen Sie, was ich glaube?" fragte sie, ohne sich umzuwenden, den Blick immer noch geheftet auf den grünen leukadischen Felsen. „Was meinen Sie, daß ich glaube?"

„Das Märchen von einer Frau, welche aus Liebe zu einem Manne starb."

„Und glauben Sie es nicht?" fragte Leontine.

Und jetzt hatte sie den Muth, den Blick hinzuwenden zu dem Kommandanten, der, da er sie gesehen, hastig von seiner Brücke herniedergestiegen und zu ihr geeilt war. Ihre Augen begegneten sich und ruhten einen Moment mit festem Anschauen auf einander und Jeder las in den Zügen des Anderen die traurige Geschichte bitterer Schmerzen und tiefen Leides.

„Nein," sagte er nach einer Pause, „nein, Gräfin, ich glaube nicht an das Märchen oder vielmehr, unsere Gelehrten haben die Poesie desselben längst in die prosaische Wirklichkeit aufgelöst.

Sappho ist nicht gestorben aus Liebe zu einem Manne, der sie verließ. Frauen sterben nicht an solchem Leid, sondern sie trösten sich darüber in den Armen eines Anderen, das beweist Sappho. Der schöne Phaon hatte sie verlassen, und — verzeihen Sie mir, Gräfin, wenn ich mir erlaube, die Poesie Ihres Märchens vom leukadischen Felsen ein wenig zu erläutern, — nicht, um den Tod in dem Meere zu suchen, sprangen die von Liebesgluth Gequälten hinunter von dem Felsen dort, sondern es ging die Sage, daß, wer den Sprung von dem Felsen an das Ufer hin wagte, der sei dadurch erlöst von unglücklicher Liebe und begrabe seinen Schmerz in dem Sande des Ufers. Und so that Sappho. Sie sprang hinunter von dem Felsen, das ist wahr, aber nicht, um zu sterben, sondern um von ihrer Liebe geheilt zu werden. Und dann — sehen Sie dort den schmalen Fußweg, der von dem Ufer über das Felsengeländer hinaufführt, bequemer und angenehmer, wie der Weg nach unten — dann stieg Sappho jenen Pfad wieder hinauf und war geheilt von ihren Schmerzen und vermählte sich mit einem reichen Kaufherrn und ging mit ihm nach Messina, wo sie noch lange und glückliche Jahre gelebt hat."

„Das ist nicht wahr," rief Leontine, „es sind

nur die prosaischen Stubengelehrten und die Bücherwürmer, welche es so verstanden haben, die holde und schöne Poesie in materielle Prosa zu verwandeln. Für mich ist Sappho gestorben aus Liebesschmerz, und ich grüße in Demuth ihr Grab dort in der Tiefe der blauen Wogen und neige meine Stirn vor ihr, die aus Liebe zu sterben wußte."

Er erwiderte nichts, sondern warf nur einen schmerzlichen, fast zornigen Blick auf sie hin, wandte sich dann und verließ sie.

Leontine schaute ihm nach mit einem langen, sinnenden Blick und fragte sich, ob ihr Bruder wohl Recht gehabt mit seinem prophetischen Wort, ob sie diesen Mann wirklich lieben könne? Und als sie es fragte, erbebte ihr Herz und es war ihr, als begehe sie mit ihren Gedanken ein Unrecht an ihrem Bruder. Ihm allein sollen ihre Gedanken gelten, auf ihn allein sollen sich alle ihre Wünsche, ihre Hoffnungen richten!

Das Schiff fuhr weiter, flog rasch wie ein Vogel dahin, vorüber an den grünen Bergen und an den grauen, kahlen Felsen, vorüber an den Olivenhainen, vorüber an den Dörfern und Villen, die hier und dort an steile Felsen gelehnt, emporsteigen, vorüber an Zante und hinaus in das blaue mittelländische Meer.

Die See blieb ruhig den nächsten Tag, aber dennoch vermied es Leontine, lange auf dem Oberdeck zu bleiben. Weshalb? Sie wußte es selber nicht und mochte es selber sich nicht bekennen, daß sie es that, um dem Kommandanten nicht zu begegnen, daß sie in einer tiefen, unsagbaren Furcht es mied, in seiner Nähe zu sein. Und dennoch, ja und dennoch trieb sie es immer wieder empor auf das Deck, und sie folgte gern dem Ruf, als die alte Kammerfrau hinunterkam, ihr zu melden, daß man jetzt nahe bei Korfu sei, daß der Anblick gar so schön und prächtig wäre, und daß die Herrin heraufkommen müsse, um ihn zu sehen.

Sie ließ sich gern bereden, daß das wirklich eine Nothwendigkeit sei, und sie eilte hinauf nach dem Oberdeck. Dort am Bugspriet nahe an dem Eisengeländer, welches rings das Oberdeck umgab, stand ein Lehnsessel bereit, und Margarethe sagte ihr gesprächig, daß der Kommandant es so angeordnet und daß er es sei, der ihr gesagt, die Gräfin müsse heraufkommen, das herrliche Schauspiel zu sehen. Es that ihr wohl, daß er an sie gedacht, und sie ließ sich niedersinken auf den Sitz, athmete hoch auf und schaute mit entzücktem und traurigem Blick umher. Weit ringsum

war die blaue See von leichten kleinen Schaumwellen nur gekräuselt, als ob Schwäne oder Möven über den Spiegel des See's dahinglitten, und inmitten dieser weiten, unabsehbaren Fläche steigt jetzt aus den Wogen ein hoher Thurm empor, wie eine Oase in der Wüste.

Eine Oase in der Wüste des Meeres! Dicht neben dem hohen Thurm steht ein kleines Häuschen und wer es bewohnt, hat drei Schritte nur bis zum Ufersrand, drei Schritte bis zum Thurm. Das ist sein ganzer Spaziergang und die ganze Arbeit und Mühe, die steile gemauerte Treppe des Thurmes hinunterzuklettern und drunten den Schiffen, die vorüberkommen in der Nacht, das Feuerzeichen zu geben und ihnen damit den Weg zu deuten.

Wunderbar, majestätisch und geheimnißvoll steigt der Felsenthurm empor aus den Wogen, eine steinerne Riesenmöve, welche den Seefahrern das nahende Land verkündet.

Während sie hinüberschaute, hörte sie eilende Tritte über das Deck daherkommen, und sie wußte, daß Er es sei, der kam, sie zu begrüßen. Ihre Wange ward bleicher, und ihr Herz stand einen Augenblick still.

„Er verachtet alle Frauen," sagte sie leise zu

sich selbst. „Er hat keinen Glauben an uns! Mag er auch mich verachten, ich will nicht versuchen, ihm den Glauben zu nehmen.“

Und sie that, als höre sie seine Nähe gar nicht und wartete es ruhig ab, bis er ganz nahe kam und sie begrüßte mit freundlichen und doch ernsten, gleichgültigen Worten.

„Ich konnte es Ihnen nicht erlassen, Gräfin,“ sagte er, „Sie mußten das herrliche Schauspiel unserer Einfahrt in Korfu sehen. Ich bin viel umhergefahren auf unseren Meeren, und ich möchte behaupten, daß diese Einfahrt in Korfu das Schönste und Bezauberndste ist, was ich je gesehen.“

„Ist das Korfu?“ fragte Leontine, auf den Felsen hindeutend.

„Das ist der Leuchtthurm von Korfu, er liegt meilenweit noch vor der Insel selbst, der Herold ihrer Majestät, der schönen Zauberin Korfu.“

„Und dort mitten im Meer leben Menschen?“ fragte Leontine sinnend.

„Ja, dort lebt der Wächter des Leuchtthurms. Ich kenne ihn, es ist ein armer, menschenscheuer Mann, der es sich als Gnade erbeten, dort in der Einsamkeit den Menschen zu dienen, die er sonst zu lieben eben keine Ursache hat. Sein Weib hat ihn einst treulos verlassen, und seine Söhne,

von denen er nicht wußte, ob es die seinen waren, sind gefallen in dem russisch-französischen Kriege. Sein Freund, dem er sein Vermögen zu verwalten gegeben, ist mit demselben nach Amerika entflohen. Sie sehen, der Mann hat seine Erfahrungen gemacht in der Welt. Und da er doch zu stolz und zu muthig war, um sein Dasein mit einem Selbstmord zu enden, hat er sich zurückgezogen dort in die Einsamkeit, um den Menschen zu dienen. Sagen Sie, Gräfin, ist das nicht ein heiliger Mann, welcher denen dient, die ihn doch nur betrogen und gekränkt und hintergangen haben?"

„Ja, Sie haben Recht," sagte sie, „ein heiliger Mann, denn er hat gehandelt nach den Worten Christi: Verzeihet denen, die Euch fluchen, und liebet die, welche Euch beleidigen."

„Können Sie das auch?" fragte Konrad leise und mit tief bewegtem Ton, „können Sie den Beleidigern verzeihen?"

„Ja," sagte sie, „wenn sie nur mich beleidigen! Doch denen, die meinen theuren Bruder gekränkt, denen, die ihn vielleicht gemordet haben, denen werde ich niemals verzeihen, niemals vergeben, was sie ihm Böses gethan."

„Ich danke Ihnen," sagte er hochaufathmend. „So, Gräfin Leontine, so verstehen wir uns, so

gleichen Sie dem Bilde, das ich von Ihnen in mir trage. Ich danke Ihnen für das Wort. Sie haben Recht, niemals Denen verzeihen, die uns die Seele zerfleischt und uns das Herzblut vergiftet. Sie sind gut und edel und groß gesinnt, ich weiß es! Sie gleichen nicht den anderen Frauen, und darum freut es mich, daß Sie denken und sprechen können, wie ein Mann, und daß Sie nicht Vergebung wimmern und Milde heucheln, wie es sonst die Frauen thun. Sehen Sie," unterbrach er sich auf einmal, indem er hindeutete auf den hohen Felsen, „dort oben auf der Spitze des Thurmes, sehen Sie den dunklen Punkt?"

„Ich sehe ihn," sagte sie, die leuchtenden Augen fest dahin gerichtet.

„Neigen Sie Ihr Haupt und grüßen Sie empor zu dem Felsen! Das ist der heilige Mann, der dort in der Einsamkeit wohnt und an seinem Schmerze nagt, mühsam umherkriecht, gepeinigt von seinen Erinnerungen und doch im Dienste der Menschen wirkt und lebt. Könnten Sie wohl dort oben in der Einsamkeit leben, Gräfin Leontine?"

„In der Einsamkeit, ganz allein?" fragte sie, den sinnenden Blick immer noch auf den Felsen geheftet. „Nein, das könnte ich nicht, aber wenn es gälte, einen Mann, den ich liebte, zu retten

vor irgend einer Gefahr, ihn zu bergen vor den Verfolgungen der Menschen, dann mit ihm vereint könnte ich dort leben, und sollte ich niemals eines anderen Menschen Gesicht mehr sehen. Könnte ich meinen Bruder retten und erlösen, könnte ich ihn wieder haben, dadurch, daß ich gelobte, mit ihm dort in der einsamen Felseninsel zu wohnen und zu bleiben mein Leben lang, ich würde es freudig thun, und würde Kraft und Muth finden, mit ihm froh und selig zu leben dorten in der tiefen Einsamkeit. Ich würde mit Entzücken lauschen auf die ewige Musik, welche das Meer zu mir heraufbraust, ich würde mit Entzücken an seiner Seite hinschauen zu den Hügeln und zu den weißen Bergspitzen der ewigen Götter. Und Sie, Graf, würden Sie da auch um einer Frau willen bleiben können Ihr Leben lang?"

„Nein," sagte er kurz und fast mürrisch, „nein, ich würde das nicht können, denn ich würde wissen, daß keine Frau ein solches Opfer werth ist, und daß sie selbst, wenn sie mir geschworen hätte, dort mit mir zusammen zu leben, es doch schon nach wenigen Monaten bereute. Ich würde wissen, daß, während ich dort oben stände und hinausschaute auf das Meer, sie vielleicht mit dem ersten Schiffe, das vorüberkommt, heimlich von dannen führe, um der

Freuden der Welt und ihrer eklen Gesellschaft wieder theilhaftig zu werden. Nein, Gräfin Leontine, ich würde um einer Frau willen nicht dort weilen."

Er wandte sich um und ging hastigen Schrittes über das Verdeck dahin und sie schaute ihm nach und sah, wie er in mächtigen Sätzen die Treppe zu seiner Brücke hinaufstieg und sah, wie er dort stand, auf das Geländer die beiden Arme aufgestützt und trotzig und zornig wie ein Löwe hinüberschaute nach dem einsamen Felsen.

Das Schiff rauschte weiter und jetzt lag sie vor ihnen in all ihrer Schönheit und Herrlichkeit und Lieblichkeit, die Perle des Mittelländischen Meeres, die Insel Korfu. Wie in einer langen Linie erscheint zuerst die Insel, und die Häuser klettern an den hohen Felsen empor und Paläste und Burgen und niedere Hütten und Olivenhaine und Palmen mischen sich durcheinander zu einem köstlichen Bild. Und auf einmal ist es, als ob die Insel sich öffne, als ob die grünen Coulissen der Berge und Wälder und Schlösser sich auseinander thäten, und durch die blaue reizende Oeffnung strömt das Meer herein. Und links und rechts durch malerische Klüftungen und Lichtungen in der blauen Meeresbucht rauscht das Schiff weiter hin

in den Hafen, in dem hundert und hundert bewimpelte und beflaggte Schiffe liegen.

Schön ist der Golf von Neapel, doch schöner die Meeresbucht von Korfu und am schönsten der Blick dort oben von dem Schlosse im kaiserlichen Park; drüben die prächtig gewölbten Berge in ihrem tiefen violetten Nebelglanz, begränzt mit Olivenhainen und Palmenwäldern, geschmückt mit Villen, Schlössern und Dörfern; zu den Füßen das tiefblaue, glänzende Meer; und über dem blauen Meer und über den violetten Bergen der klare, tiefblaue Himmel.

Es ist ein Bild voll heiterer Schönheit und erhabener Majestät, und Niemand, der es gesehen, wird es je vergessen können! —

Der Kommandant hatte sich erboten, selber die Gräfin Leontine auf dem großen Admiralsboot an's Land zu rudern, und in einem der dort bereit stehenden Wagen war er mit ihr hinaufgefahren zu dem kaiserlichen Park, um ihr die Aussicht zu zeigen.

Sie standen Beide allein da und schauten wieder auf die Herrlichkeit der Welt, und vergaßen vielleicht Beide einen Moment all ihrer Schmerzen und Enttäuschungen, denn ihre Angesichter waren strahlend und hell, und ihre Blicke begegneten sich mit

einem freudigen Ausdruck, und ihre Lippen sprachen Beide leise und innig nur: „Wie schön!"

„Wie schön!" wiederholte Konrad zum zweiten Male.

Aber seine Augen waren nicht auf die prächtige Landschaft gerichtet, sondern auf das strahlende Angesicht der Frau, die an seiner Seite stand und über deren edle Züge es wie ein Strahl des Himmels leuchtete.

Auf einmal mitten in ihrem Entzücken verdüsterte sich das Angesicht Leontinens und mit einer wilden Bewegung hob sie ihre beiden Arme empor zum Himmel.

„Gott," rief sie, „Gott, der Du die Welt so schön und so herrlich geschaffen, warum hast Du so viel Böses und so viel Entsetzliches in der Welt geschehen lassen? Gott, gieb mir den Bruder zurück, oder zeige mir den Mörder, der ihn getödtet hat. Ich flehe zu Dir, ich flehe zu Euch, Ihr Götter, die Ihr dort droben wohnt in Eurer ewigen Herrlichkeit, gebt mir meinen Bruder wieder, oder laßt mich seinen Tod rächen und den Mörder finden."

Ihre laute Stimme hallte seltsam und unheimlich durch den tiefen Frieden der Natur wieder und weckte droben in den Bergen das Echo, die

es laut und geisterhaft zurücktönten: „Mörder finden!“

Sie schrak in sich zusammen, und ein Strom von Thränen stürzte aus ihren Augen nieder. Konrad schaute sie an mit bewunderndem, strahlendem Blick, dann auf einmal neigte er sich zu ihr und faßte ihre Hände und schaute ihr tief in das Angesicht.

„Gräfin Leontine,“ flüsterte er leise und hastig, als schäme er sich seiner eigenen Worte; „Gräfin Leontine, ich sagte Ihnen vorher, daß ich um keiner Frau willen dort in der Oede leben könnte. Es war eine Lüge. Mit Ihnen könnte ich dort leben. Aber kommen Sie, es ist Zeit, zurückzukehren zum Schiff. Der Kommandant vor Allen muß pünktlich sein.“

IV.

In Konstantinopel.

Endlich am Ziel! Das Schiff fährt ein in den Hafen von Konstantinopel! Da liegt sie in all ihrer Pracht und Herrlichkeit, die Blume des Orients, die Stadt der Städte; die dunkelblauen Fluthen umspülen ihre marmornen Füße, das goldene Horn ragt hoch über den mächtigen Kuppelwölbungen jenes erhabenen Tempels, welcher einst der heiligen Sophie geweiht ward und jetzt dem Dienst Allahs gehört. Im violetten Dufte strahlen die malerisch gruppirten, sanft gewölbten Bergzüge in der Ferne, und hier, dicht am Ufer, steigt die prächtige Stadt mit ihren Kuppeln und Minarets, ihren Schlössern und Villen zwischen den Oliven- und Palmenhainen die lieblichen Höhen hinan. Im Hafen ankern die Schiffe aus aller Herren Länder und die bunten Farben ihrer Fahnen und Wimpel

flattern fröhlich im Morgenwind. Dazwischen fliegen die kleinen Fischerböte rasch wie ein Pfeil über die dunkelblauen Wogen und die zierlichen Barken, in denen, auf Teppichen gebettet, die Söhne Moslems in ihren seidenen Kaftans ruhen, während die schwarzen Diener die buntgemalten Ruder mit gleichmäßigem Takt in das Wasser schlagen.

Wer, der ein fühlendes Herz und ein offenes Auge hat für die Herrlichkeit der Welt, wer könnte einfahren in den Hafen von Stambul, ohne bezaubert zu sein von dieser Schönheit? Wer fühlte sich nicht, wie in einem seligen Traume, der Welt entrückt und in das Paradies versetzt bei diesem Anblick?

Auch Leontine hat für einen Moment all' ihrer Schmerzen, ihrer quälenden Pein um den Bruder vergessen und schaut mit seligen Blicken hin auf das wundervolle Bild. Selbst Konrad athmet wie erleichtert auf, als ob die ehrne Rüstung, mit welcher der Schmerz und der Zorn sein Herz gepanzert hat, sich einen Moment öffnet, um einen Hauch der Liebe und der Rührung einzulassen in seine Brust. Vergessen für einen Moment ist Alles, was er gelitten. Vergessen ist der Verrath des Freundes und der Gattin, vergessen die Rache, die er geschworen und die fort und fort über dem Haupte des Feindes gleich

dem Schwerte des Damokles schwebt! Einen kurzen Augenblick ist er wieder, was er einstens war, der glückliche, frohgemuthete, lebensstarke und hoffnungsreiche junge Mann mit dem offenen Auge für die Schönheit und für die Freuden der Erde.

Aber die österreichischen Schiffe, die in dem Hafen liegen, begrüßten das stattliche österreichische Kriegsschiff, den Sieger von Lissa und die Salutschüsse wecken den Kommandanten, der droben auf seiner Brücke stand und mit freudig aufstrahlendem Angesicht hinschaute auf die schöne Welt, wecken ihn aus seiner Entzückung und rufen ihn in die Gegenwart zurück.

Ein schwerer Seufzer zittert aus seiner Brust hervor, der Glanz auf seinem Antlitz erstirbt, und in den Augen blitzt wieder das düstere Feuer des Mannes, der seine verrathene Liebe gerächt hat an der Frau, die ihn getäuscht, an dem Freunde, der ihn verrieth! Er steigt die kleine Treppe hinunter auf das Oberdeck und giebt seinen Offizieren und Bootsleuten die nöthigen Befehle, dann geht er weiter das Deck hinunter zu Leontine, die einsam dort am Gitter lehnt, während ihre Kammerfrau eifrig mit dem Packen der Effecten beschäftigt ist.

„Wir sind am Ziel, Frau Gräfin," sagte er

mit seiner tiefen ernsten Stimme, „möge nun das Schicksal Ihnen gnädig sein und Ihnen helfen, Ihr heiliges Werk zu vollenden! Möge es Sie den Bruder finden lassen oder Ihnen wenigstens Nachricht von ihm geben."

„Ich danke Ihnen," sagte sie, sanft das Haupt neigend, „dies war auch mein Gebet, als wir einfuhren in das Paradies und diese Gedanken waren die Schlangen, welche ich beim Eintritt in das Paradies unter meinen Füßen fand. Ja, möge ich meinen Bruder finden, dann will ich freudig allem eigenen Lebensglück und allen eigenen Hoffnungen entsagen! Ich habe zu Gott gebetet, daß er dies mein Opfer annehmen möge und mir dafür meinen Bruder zurückgebe!"

„Und meinen Sie wirklich, daß dem lieben Gott da droben, wenn es einen solchen giebt, mit diesem Opfer gedient wäre? Glauben Sie denn, daß man das Glück nur erkaufen könne mit Seufzern, Thränen und Geißelungen und mit vergossenem Herzblut?" fragte Konrad mit barschem Tone. „Sehen Sie, Gräfin, ich denke besser, wie Sie von dem großen Geiste, der die Menschen leitet und der die Welt so schön gemacht hat. Ich denke, daß die glücklichen Menschen Gott wohlgefällig sind und daß nur die bösen Menschen das Un-

glück in die Welt bringen. Aber leider giebt es der bösen Menschen so viele und darum ist das Glück eine so seltene Himmelsgabe auf Erden! — Doch wozu solche traurigen Betrachtungen in dem Augenblick, da wir für Sie eingefahren sind in den Hafen der Hoffnung. Ich sagte, möge Ihnen das Schicksal gnädig sein und jetzt frage ich Sie, Gräfin Leontine, wollen Sie mich als ein Werkzeug des Schicksals betrachten, das Ihnen helfen und für Sie arbeiten darf? Wollen Sie mir gestatten, mit Ihnen zu suchen und mit Ihnen die Wege zu erspähen, auf welchen Sie vielleicht Ihren Bruder finden?"

„Sie wollen mich nicht verlassen?" fragte sie mit einem freundlichen Aufblitzen ihrer großen, dunkeln Augen. „Sie bieten mir freundlich und barmherzig Ihre Dienste an und wollen mir suchen helfen?"

„Wenn Sie es mir erlauben, an Ihrer Seite zu bleiben, so verlasse ich Sie nicht, so lange ich hierbleiben darf," erwiderte er mit freundlicher Stimme. „Doch meine ersten Pflichten gehören meinem Dienste. Ich möchte Sie Eines bitten, Gräfin Bembo, verweilen Sie so lange hier auf meinem Schiff, bis ich komme, Sie zu holen. Ich muß zuerst an's Land und nach dem österreichischen

Gesandtschaftshotel, dort, so lautet die Ordre, welche ich an Bord in meinen Papieren erhalten, dort werde ich die weiteren Befehle unseres Marineministers empfangen. Wollen Sie, bis daß ich von dort zurückkehre, mein Schiff als Ihr Haus und Ihr Zelt in der Wüste des Lebens betrachten?"

Sie reichte ihm ihre Hände dar und schaute ihn an mit einem freundlichen Lächeln.

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen für alles Gute, das Sie an mir thun und Gott möge geben, daß mein Bruder lebt, um es Ihnen einstens zu lohnen!"

Er neigte sich über diese kleine Hand, die in der seinen ruhte, und drückte einen flüchtigen Kuß auf dieselbe. Dann, gleichsam erschreckt über diesen unwillkürlichen Beweis der Hochachtung und der Theilnahme, stieß er ihre Hand zurück, wandte sich hastig um und ging von dannen.

Leontine schaute seiner stolzen Gestalt nach und ein unwillkürliches Beben erfüllte ihr Herz. Leise murmelte sie vor sich hin: „Es kann sein, daß mein Bruder Recht gehabt, ich fühle, es kann so sein, wie er im prophetischen Geiste es mir geschrieben! Oh, wehe mir dann, wehe! Denn ich fühle es wohl, er wird mich nimmer lieben." — —

Langsam dehnen die Stunden sich, wenn man

wartet und banget und es dünkte Leontinen eine Ewigkeit, bis daß Graf Konrad zurückkehrte von seiner Fahrt in das Gesandtschaftshotel. Die Minuten krochen mit grausamer Langsamkeit dahin und die Stunden däuchten ihr Monate und Jahre!

Doch endlich war es überwunden und ihr Herz jauchzte auf, als sie das Boot, welches den Kommandanten heimbrachte, über die dunkeln Wogen dahertanzen sah und als er die Schiffstreppe heraufsprang auf das Deck. Sie ging ihm entgegen, kaum wissend, daß sie es that und sie begrüßte ihn mit freundlichen Worten, die er mit ernster Ruhe hinnahm.

Die Wolke auf seiner Stirne war tiefer geworden und sein Angesicht trug den Ausdruck finsteren Ernstes.

„Sie haben schlimme Nachrichten erhalten?" fragte sie beängstigt, „schlimme Nachrichten für mich? Sie haben geforscht und gefragt und keine Kunde erhalten von meinem Bruder?"

„Vergebung, Gräfin, ich hatte bis jetzt nicht Zeit zu anderen Dingen, denn ich sagte es Ihnen schon, die ersten Pflichten gehören meinem Dienst. Doch habe ich für mich schlimme Nachrichten erhalten."

„Man darf nicht fragen, welche? Es ist ein Geheimniß?“ fragte sie mit theilnahmsvoller Stimme.

„Nein, kein Geheimniß, Gräfin. Die Nachrichten, die ich vielleicht früher gute, jetzt schlimme nannte, beziehen sich auf meinen Dienst. Ich habe Ordre erhalten, von hier gleich morgen früh weiter zu gehen mit Depeschen, die ich heute noch empfangen werde, mit weiterer Ordre für die Uebungsfahrt meines Schiffes.“

„Morgen früh schon werden Sie mich verlassen, morgen früh schon wieder aufbrechen?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

Er nickte leise.

„Und darum sagte ich, daß ich schlimme Nachrichten erhalten hätte; denn ich werde nun nicht mehr lange in Ihrem Dienste sein können, da ich in den Diensten des Staates weiter muß. Doch der ganze Tag gehört Ihnen, Gräfin, und wenn Sie wollen, beginnen wir gleich unsere Nachforschungen. Ich habe wenigstens in Erfahrung gebracht, wie das türkische Schiff hieß, welches vor vier Tagen auf der Fahrt von Wien hier angelangt ist. Wenn es Ihnen genehm ist, begeben wir uns gleich an Bord des „Janitscharen,“ der zum Glück noch nicht wieder den Hafen verlassen

hat. Mein Boot liegt bereit, wollen wir aufbrechen?"

„Ja, kommen Sie," rief sie lebhaft, „lassen Sie uns keine Minute versäumen, und wäre es das Schlimmste und Hoffnungsloseste, was ich erfahren muß, ich habe mein Herz gegen Alles gewappnet und bin bereit, jeden Schmerz zu ertragen. Es wird doch besser sein, als die furchtbar quälende Ungewißheit! Kommen Sie!"

Sie reichte ihm die Hand und ließ sich von ihm hinabgeleiten über die kleine Schiffstreppe in das schaukelnde, große Boot.

Schweigend nahmen Beide ihre Plätze ein auf den Polsterbänken unter dem Baldachin, welcher über das Boot sich breitete. Nicht einen Moment unterbrach Einer von ihnen das Schweigen. Nur zuweilen herrschte der Kommandant den Matrosen mit gebieterischer Stimme zu, daß sie sich eilen sollten und mit rascheren Rudertacten schlugen die Matrosen dann in die blauen Fluthen und das Schiff flog wie eine Möve über die Wogen hin; hin nach dem großen türkischen Schiffe, das weit hinaus, bereit schon zur nahenden Abfahrt, am Eingange des Hafens lag.

Nun hielt das Boot an, dicht vor der Schiffsbrücke des Janitscharen, und auf den lauten An-

ruf des Kommandanten kam träge und schläfrig einer der Offiziere des türkischen Schiffes heran an die Treppe und fragte nach dem Begehr der Kommenden.

„Wir wünschen den Kommandanten des Janitscharen zu sprechen.“

Der Offizier schüttelte langsam das Haupt und hob den Zeigefinger der rechten Hand empor, ihn hin und her bewegend, als Zeichen der stärksten Verneinung.

„Nicht anwesend in dem Schiff,“ sagte er in gebrochenem Französisch.

„Wo ist er zu finden?“

„Weiß nicht. War krank geworden an Bord, hat sich in seine Heimath begeben und wir warten auf einen neuen Kommandanten.“

„Gott will keine Gnade üben,“ murmelte Leontine schmerzlich vor sich hin. „Der Weg bleibt dunkel und ich werde Nichts erfahren!“

„Hoffen Sie noch,“ sagte Konrad hastig und er wandte sich wieder zu dem türkischen Offizier hin, der schläfrigen Blickes zu ihnen niederschaute mit einem Ausdruck stiller Verachtung über die unverschleierte Dame, die es wagte, sich so seinen Blicken darzustellen.

„Noch eine Frage, mein Herr Offizier. Waren

Sie bei der letzten Fahrt, welche der Janitschar von Wien hierher machte, an Bord?"

Der Offizier nickte statt aller Antwort.

„Dann, mein Herr," rief Konrad freudig, „dann können wir Sie um die Auskunft bitten, welche wir vom Kommandanten begehrten. Wollen Sie solche Auskunft geben?"

„Es kommt darauf an, was Sie für Auskunft fordern," sagte der Türke mit der lauernden Vorsicht, welche den Moslems eigen ist.

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes, an den Sie, an den wir Alle glauben," rief Leontine, von den Polstern aufspringend und die gefalteten Hände zu ihm erhebend, „im Namen des allbarmherzigen Gottes flehe ich Sie an, geben Sie uns die Auskunft, welche wir begehren!"

Der Türke ließ seine müden, schweren Augen lange auf ihr ruhen, während Konrad ihm ihre Worte verdollmetschte.

„Im Namen Allah's verspreche ich, Auskunft zu geben über das, was ich kann! Was ist es, das Sie fordern?"

„Ich bitte, lassen Sie uns zu Ihnen hinaufsteigen in das Schiff," sagte Konrad eifrig, „oder, wenn es Ihnen genehm ist, steigen Sie zu uns herab in das Boot."

„Kommen Sie herauf," erwiderte der Offizier mit einer feierlichen Handbewegung, „die Söhne Moslems kennen die heilige Pflicht der Gastfreundschaft und ich folge meiner Pflicht. Führen Sie die Dame herauf."

Die kleine Schiffstreppe, welche oben in den eisernen Haltern gehangen, ward heruntergelassen und Konrad führte Leontine, deren zitternde Hand in der seinen ruhte, die Treppe hinauf.

Droben empfing sie, die Arme über der Brust gekreuzt, das Haupt tief geneigt, der türkische Offizier. Schweigend schritt er ihnen voran nach der großen Kajüte, und dort auf den Polstern bedeutete er sie, Platz zu nehmen.

„O Gott, flehen Sie zu ihm, daß er spricht! Lassen Sie keine Minute vergehen, daß wir Kunde erhalten," flüsterte Leontine mit bebender Stimme Konrad zu.

Er schüttelte leise das Haupt.

„Bekämpfen Sie Ihre Ungeduld, Gräfin, erinnern Sie sich des türkischen Sprüchwortes: „was Du morgen thun kannst, das thue nicht heute!" Dieses Wort bestimmt alle Handlungen der Türken und je mehr wir zur Eile drängen, desto mehr wird der Türke in seinem argwöhnischen Sinn zur Langsamkeit sich gedrängt fühlen. Fügen wir

uns in die Sitte seines Landes. Wir werden zuerst den Kaffee nehmen müssen und den Sorbet, Sie werden sogar sich bequemen müssen, aus dem langen Tschibuk einige Züge zu thun und dann erst, Gräfin, dann erst werden wir langsam und vorsichtig unsere Fragen stellen können!"

Und also geschah's.

Der Offizier nahm ihnen gegenüber auf dem Divan Platz und schaute schweigend vor sich nieder, indeß die schwarzen Nubier in den weiten gepufften rothen Beinkleidern mit dem weißen Turban und dem rothen Fez, auf den runden Messingtellern die kleinen Tassen mit dampfendem Mocca herumreichten.

Leontine bezwang ihr Herz und schlürfte das duftende Getränk und setzte den Tschibuk an die Lippen, um langsam aus demselben einige Züge zu thun.

Der Türke schaute sie an mit aufmerksamen Blicken.

„Neigen Sie das Haupt, Gräfin, und danken Sie ihm für die Gastfreundschaft; denn also ist es der Brauch hier," murmelte Konrad leise.

Leontine folgte seinen Worten und grüßte den Türken mit freundlichem Neigen des Hauptes und dankte für die gewährte Gastfreundschaft.

Er winkte langsam mit der Hand den Dienern, die an der Thüre der großen Kajüte kauerten. Sie eilten herbei mit geräuschlosen Schritten und trugen die Tassen und die Tschibuks hinweg.

Damit war das Zeichen gegeben, daß nun die Unterhandlungen beginnen konnten.

„Welche Auskunft, mein Herr und meine Dame, begehren Sie von mir?“ fragte der türkische Offizier. „Aber zuerst eine Frage: Sprechen Sie englisch?“ Als die Beiden bejaheten, fuhr er im reinsten Englisch fort: „nun also, was für Auskunft begehren Sie?“

„Auskunft über einen Unglückseligen, welchen man gemordet hat und über einen edlen Menschenfreund, der sich seiner erbarmte!“ rief Leontine hastig.

Der Türke neigte langsam das Haupt.

„Ich verstehe,“ sagte er, „Sie wollen Auskunft über den Erschlagenen, den wir am Ufer der Donau gefunden. Nun, das widerstrebt nicht meiner Pflicht und es ist mir nicht verboten, davon zu sprechen.“

„So erbarmen Sie sich der Angst einer Schwester, welche ihren theueren, geliebten Bruder, den einzigen Freund und Gefährten ihres Daseins sucht!“ rief Leontine mit gefalteten Händen.

„Sagen Sie mir Alles, was Sie wissen, mein Herr, erzählen Sie mir, wo Sie ihn gefunden und wie?“

„Ruhig, meine Dame, ich bin bereit, Ihnen Auskunft zu geben. Also hören Sie mich an. Wir dampften die Donau herunter und hatten eben gestoppt, um bei der Landungsbrücke anzulegen, welche unfern vom Schlosse Harbaschic zwischen den Stationen Wien und Preßburg sich befindet, da hörten wir einen lauten Hülfeschrei vom Ufer her und wir sahen dort aus dem Wasser sich eine blutende Menschengestalt erheben. Mohammed, der große Prophet, hat es seinen Bekennern zur heiligen Pflicht gemacht, hülfreich zu sein und barmherzig und also gab unser Kommandant das Zeichen, sofort anzuhalten. Es befand sich auf unserm Schiffe ein Freund des Kommandanten, ein edler und mächtiger Herr und ein treuer Bekenner des großen Propheten. Er trat heran zu unserm Kommandanten und sprach zu ihm: „im Namen Allah's, Freund, sende die Diener aus, den Unglücklichen herbeizubringen, es soll Dir und Deinem Schiffe dadurch keine Last und kein Leid entstehen. Ich übernehme die Sorge für den Unglücklichen, wer er auch sei und welches Glaubens auch; denn die Menschen sind doch alle Kinder des großen, einigen Gottes und der Prophet hat

geboten, daß wir sollen barmherzig sein! Sende also hin, den Unglücklichen, welcher um Hülfe rief, herbeizubringen.“ Und also geschah es. Ich selbst bestieg mit den Ruderern das Boot und wir steuerten zum Ufer hin. Der Arme, welcher einen Augenblick sich aufgerafft zum Hülferuf, war schon wieder zusammengesunken und sein blutendes Haupt ruhte im Ufersande. Wir hoben ihn empor und trugen ihn in das Boot und steuerten mit ihm zurück zum Schiff. Er lag besinnungslos da, doch es war noch Leben in ihm und langsam tönte es zuweilen wie ein Todesröcheln aus seiner Brust hervor. Die Matrosen erschraken und zögerten, den Sterbenden hinaufzutragen in das Schiff, denn es bedeutet Unglück und man darf den Tod nicht als Gast laden auf sein Schiff! Aber der Kommandant und sein edler und mächtiger Freund befahlen es und Gehorsam ist die Pflicht der Diener. So nahm ich selbst den Sterbenden in meine Arme und trug ihn die Schiffsleiter hinauf.“

„Den Sterbenden,“ seufzte Leontine mit hervorstürzenden Thränen, „o mein Herr, Sie sagten: den Sterbenden; lassen Sie mich jetzt Alles wissen. Er erwachte nicht wieder zum Leben? Er war wirklich ein Sterbender?“

Der Türke sah sie mit einem halb unwilligen, halb verächtlichen Blicke an.

„Geduld ist die heilige Pflicht der Menschen,“ sagte er langsam, „und Jedweder soll sie üben, sei er ein Bekenner des Propheten oder ein Ungläubiger!“

„Sie haben Recht, verzeihen Sie mir,“ seufzte Leontine. „Sie sagten, Sie trugen den Sterbenden die Schiffsleiter hinauf, ich werde Sie nicht mehr unterbrechen, mein Herr, ich werde meinen Jammer in meiner Brust verbergen. Ich flehe zu Ihnen, sprechen Sie weiter! Was begab sich dann?“

„Es begab sich, daß der edle Pascha, der Freund des Kommandanten, that, wie er gesagt, daß er des sterbenden Fremden sich annehmen wolle. Er ließ ihn von seinen Dienern hinuntertragen in die große Kajüte, welche er allein mit seinem Gefolge bewohnte. Auch ein Arzt befand sich im Gefolge und diesem befahl er, die Wunde des Fremden zu untersuchen. — Ich sehe,“ unterbrach er sich selber, „Sie fragen mich mit Ihren Blicken, Madame, wo derjenige, von welchem Sie meinen, daß er Ihr Bruder gewesen, seine Wunden getragen? Es muß ein böser und feiger Feind gewesen sein, der ihn zu er=

morden trachtete; denn er trug seine Wunden nicht an seiner Stirn und an seinem Herzen, er trug sie in seinem Genick. Zwischen den Schultern waren die Dolchstöße hineingegangen, mit welchen der Feind ihn traf. Er mußte wohl hinter ihm gegangen sein und hinterrücks ihn ermordet haben. Was sich weiter begeben, davon kann ich Ihnen wenig melden, Madame, obwohl ich Ihnen gestehe, daß ich als ein schwacher Mensch die Befehle des Propheten vergaß und von irdischer Neugierde geplagt, mich zu aufdringlichen Fragen hinreißen ließ, die ich dem Arzte that, da er zurückkehrte aus der Kajüte des Pascha's. Ich fragte ihn, ob der Mann, den Allah zu uns gewiesen, daß wir Barmherzigkeit an ihm übten, ob er schon gestorben sei? „Nein," erwiderte er mir, „er ist noch nicht gestorben, doch seine Wunden sind tödtlich und gefährlich und es wäre eine große Barmherzigkeit Allah's, wenn er diesem Manne das Leben erhalten wollte!"

„Und Gott ist barmherzig gewesen?" fragte Leontine athemlos.

„Allah ist immer barmherzig, ob er den Tod bringt oder das Leben," erwiderte der Türke feierlich. „Allah gebietet den Welihs, daß sie den Menschen behüten und beschützen; er sendet die

Ghins, daß sie ihn prüfen und martern, seinen Glauben stählen und seine Tugend festigen. So hatten die Whelis gewacht über den armen, kranken Mann, den die Ghins heimgesucht hatten durch die Hand des bösen Mörders."

„Wußte man, wer der arme kranke Mann war?" fragte Konrad mit ruhiger gelassener Stimme.

„Wie konnte er es sagen und Kunde geben;" erwiderte der Türke. „Er lag krank bis zum Tode und phantasirte Tag und Nacht. Und außerdem, wäre er selbst im Stande gewesen, Kunde zu geben, so würde es das heilige Gesetz dennoch nicht zugelassen haben, daß man den Kranken, welchem man Gastfreundschaft gewährt, mit müßigen Fragen und neugieriger Dringlichkeit belästigt hätte. Die Gastfreundschaft ist eine heilige Pflicht, welche der Prophet seinen gläubigen Bekennern befohlen hat und sie ward geübt an dem kranken, sterbenden Manne."

„Aber er lebte noch, als Sie hier anlangten im Hafen?"

Der Türke senkte leise bejahend das Haupt.

„Er lebte noch, wenn man es leben nennen will, daß ein Geschöpf Allah's daliegt mit weit geöffneten Augen, nicht kennend diejenigen, welche ihn umgeben und zu den Fremden spricht, als

wären es seine Brüder, und zu denen, welche ihn pflegen und seiner warten, zürnend spricht, als wären es seine Mörder und sie anklagt, als hätten sie ihn heimtückisch verrathen. Wollt Ihr es leben nennen, wenn er nicht Speise zu sich nimmt und Trank, sondern nur genießt als einzige Nahrung die Arzenei, welche der Arzt ihm darreicht und ihm hineinzwingt in den Mund? So hat der unglückselige Mann gelebt auf unserem Schiff und so war er, als wir hier anlangten im Hafen. Der edle Wohlthäter, welcher sich seiner erbarmte, schwur zu Allah, daß er den Fremden nicht verlassen wolle, sondern seiner warten und pflegen und ihn mit sich nehmen wolle in seine Heimath und in seine prächtigen Schlösser, damit er dorten vielleicht Genesung fände."

„Und er hat seinen Schwur gehalten, das weiß ich," sagte Konrad, der hastigen Frage Leontinens zuvorkommend. „Die edlen Männer Eures Glaubens verletzen nie einen Schwur, und was sie bei Allah gelobt, das halten sie. Und also, nicht wahr, hat der edle Mann, der des Unglücklichen sich erbarmt, ihn mit sich genommen in seine goldenen Schlösser, um seiner zu pflegen und zu warten?"

„Er hat es gethan," erwiderte der Türke mit

bejahendem Neigen des Hauptes. „Er hat Boten ausgesendet vom Schiff zu den Freunden am Land, und hat seinen Palanquin kommen lassen und eine Schaar von Dienern, und so haben sie den wüthenden, schreienden, klagenden und scheltenden Mann auf Polstern gebettet, vom Schiff hinuntergetragen, und wir Alle standen an Bord nnd hörten ihn schelten und zürnen, obwohl er es that in einer Sprache, die wir nicht verstanden, aber wir hörten es an seinem Ton, wenn er zürnte und wenn er klagte. Und es erfüllte unsere Herzen mit Mitleid, dieses todesbleiche Angesicht mit den großen, weit geöffneten Augen zu sehen, diese bleichen Lippen, welche der Tod schon geküßt hatte.“

„O Erbarmen, um Gottes willen, Erbarmen!“ unterbrach ihn Leontine mit schluchzender Stimme, „ich kann es nicht ertragen, dieses Bild zu schauen, dieses Bild des Jammers und der Todesqual. O sagt nur dies eine: Starb er, während man ihn hinuntertrug, oder hörte man noch sein Klagen und Schreien, da er schon zu Land gekommen war?“

„Man hörte es noch, da er schon zu Land gekommen und da er schon am Ufer entlang getragen ward nach dem Palaste des Großveziers, in welchem sein edler Wohlthäter die kurze Zeit

seines Aufenthalts hier Gastfreundschaft genoß. Die Leute am Ufer blieben stehen und beteten zu Allah für den armen Kranken, den man vorübertrug. Unter solchem frommen Gebet geleitete man ihn zu dem Palaste. Das ist Alles, was ich Euch zu sagen weiß, Alles, was ich erfahren, denn es ziemt sich nicht, neugierig weiter zu forschen, und so gern ich selber Kunde erhalten hätte von dem, was weiter geschehen mit dem armen Kranken, so durfte ich doch mein Schiff nicht verlassen und durfte nicht neugierige Nachforschungen anstellen. Nur dies will ich Euch noch sagen, daß man in meinem Beisein die Kleidung des armen bewußtlosen Kranken untersuchte, um daraus zu nehmen, was vielleicht Werth für ihn hatte und was er dereinst, wenn Allah ihm Genesung schenkt, schmerzlich vermissen würde. Und so fand man bei ihm eine Brieftasche mit Papieren und ein ledernes Etui, in welchem sich ein kostbarer Brillantschmuck befand. Dies ließ uns vermuthen, daß der Mann vielleicht ein Händler mit kostbaren Steinen gewesen."

„Und Ihr verschafftet Euch Gewißheit, die sich vielleicht gefunden hätte in den Papieren, die sich in der Brieftasche befanden?" fragte Konrad, während Leontine mit weit geöffneten Augen in athem-

loser Spannung den Blick fest auf den Erzähler gerichtet hielt.

„Nein, wir thaten nicht also," antwortete der Türke ruhig, „wem man Gastfreundschaft gewährt, den sucht man nicht auszuforschen, und Zeit wird es immer sein, so Allah Genesung schafft dem Kranken, daß man ihn nachher fragt um Auskunft über ihn, wenn er sie geben will. Die Papiere sind in unserem Beisein von dem edlen Pascha eingehüllt und versiegelt worden. Und so ist es auch geschehen mit den kostbaren Schmucksachen. Achmed Pascha, der würdige und großherzige Mann, hat sie in seine Verwahrung genommen, und erst, wenn der kranke Mann sterben sollte, wird man in den Papieren nachforschen, um zu sehen, wohin er den Nachlaß zu senden habe. Schenkt aber Allah ihm das Leben, so wird er, sobald der Kranke genugsam in seiner Genesung fortgeschritten, ihm sein Eigenthum übergeben und es ihm überlassen, ob er sagen will, von wannen er kommt und wie sein Name und sein Stand ist."

„Achmed Pascha heißt der großmüthige Mann, der sich seiner erbarmte?" fragte Leontine.

„Ja und wahrlich ein edler und großmüthiger Herr ist er und also kennt ihn jeder Gläubige und verehrt ihn jeder Bettler und Jeder, welcher Hülfe

bedarf. Nun," fuhr der Türke fort, indem er sich von dem Divan erhob und damit das Zeichen zum Aufbruch gab, „nun wißt Ihr Alles, was ich selber weiß und ich kann nichts mehr hinzufügen. Willst Du weitere Kunde haben, Kommandant, so wirst Du Dich hinbegeben müssen in den Palast des Großveziers, wo der große und edle Pascha sein Quartier genommen. Gehabt Euch nun wohl und Allah geleite Euch."

„Lassen Sie sich zum mindesten meinen Dank gefallen für Ihre Güte und für die Hülfe, die Sie meinem theuren Bruder geleistet."

„Und weißt Du denn sicherlich, arme Frau, daß es Dein Bruder war, den wir dorten gefunden?" fragte der Türke.

„Ja leider," sagte sie mit mühsam unterdrücktem Schluchzen, „das ist sicher und klar, es war mein Bruder, denn an jenem Tage vermißten wir ihn, und der Schmuck sagt mir, daß er es war, den Ihr gefunden. O, laßt mich Eure Hand fassen, edler und hülfreicher Mann, laßt mich Euch danken für den Beistand, den Ihr dem armen Kranken geleistet, für das Mitleiden, welches bei Euch sein Leiden erregte, und wollt Ihr gut sein und barmherzig, so nehmt von mir ein Andenken an diese Stunde, ein Andenken an Eure Güte und Barm=

herzigkeit, bei welchem Ihr gedenken möget, daß fern von Euch eine Frau weilt, die niemals Euer vergessen wird, die jeden Tag für Euch beten wird bei dem großen Geiste da oben, der immer derselbe ist, gleichviel, ob wir ihn Allah nennen oder Gott."

Sie zog vom Finger einen blitzenden Brillantring und reichte ihn dem Türken. Er neigte sich tief und legte ehrfurchtsvoll seine Hände an seine Stirne, auf sein Herz und seine Kniee.

„Allah sei gelobt für Deine Güte und Großmuth, doch kann ich Dein Geschenk nicht annehmen. Du wirst mir vergeben, wenn ich es nicht thue. Es giebt Dinge, die sich nicht bezahlen und belohnen lassen und überdies, was ich that, habe ich gethan auf Befehl meines Herrn. Behalte Dein kostbares Geschmeide, Sittah, und trage es an Deinem Finger, und wenn Du es anschaust, so gedenke freundlich Deines ergebenen Knechtes."

Er grüßte zum zweiten Mal ehrfurchtsvoll, mit der Hand an die Stirne, das Herz und die Kniee gelegt und blieb stehen neben der kleinen Treppe, als Leontine, von Konrad gefolgt, dieselbe hinunter und wieder in das Boot stieg.

„Zum Palaste des Großvezier Koussrouff Pascha!" gebot Konrad seinen Matrosen, und sie schlugen mit den mächtigen Rudern in die Wogen, und das

Schiff flog über das Wasser dahin nach jener Seite des Ufers, wo der Palast des Großveziers mit seinen stolzen Kuppeln und Zinnen sich erhob.

„Achmed Pascha wohnt hier beim Großvezier?“ fragt Konrad die beiden schwarzen Boabs, welche im Sande vor den Pforten des Palastes lagen, „Achmed Pascha wohnt bei Eurem Herrn hier im Palaste?“

Sie schüttelten Beide langsam das Haupt und hoben die schweren Augenlider träge und müde auf zu dem Fragenden und zu der fremden unverschleierten Frau.

„Wohnt nicht hier, war hier auf einen Tag und eine Nacht und ist weiter gereist.“

„Wohin denn? Könnt Ihr mir sagen, wohin er gereist ist?“

„Können es sagen, wenn wir wollen,“ erwiderten die beiden Schwarzen.

„Und Ihr wollt, nicht wahr, Ihr wollt?“ sagte Konrad mit bittender Stimme, indem er sich zu ihnen neigte und Jedem ein Goldstück in die Hand drückte.

„Wir wollen,“ erwiderten sie mit einem grinsenden Lachen, welches zwei Reihen der köstlichsten Zähne zeigte. „Ja wir wollen! Wir wollen Dir sagen, daß Achmed weiter gereist ist auf seiner

eigenen kleinen Yacht, welche er aus dem fernen Lande der Franken, aus England sich hat kommen lassen."

„Und wohin ist er gereist?"

„Wohin er gereist, das kümmert uns nicht und es ziemt uns nicht, zu fragen, wohin die großen Herren reisen. Aus Stambul ist er weiter gereist gen Süden hin."

„Und der Kranke, welcher mit ihm war," fragte Konrad hastig, nachdem er Leontinen den Inhalt seines in ihrer Landessprache mit den Türken geführten Zwiegespräches mitgetheilt hatte, „Ihr wißt von ihm, nicht wahr? Ihr wißt, daß er einen Kranken mit sich führte?"

„Ja, wir wissen es," erwiderten die Beiden mit einem mitleidigen Achselzucken. „Hat geheult und geschrieen den ganzen Tag und die ganze Nacht, und festbinden haben sie ihn müssen an seinem Lager, weil er in seiner Raserei immer aufspringen und abreisen wollte."

„Und den Kranken hat Achmed Pascha mit sich genommen?"

„Meinst Du, er hätte ihn hier lassen sollen?" fragte Einer der Boabs mit lautem Lachen. „Meinst Du, der Großvezier sollte das Heulen und Schreien eines Fremden mit anhören, den er nicht kannte

und der ihn nichts anging? Ja, er hat ihn mitgenommen auf sein Schiff, und einen Arzt der Franken hat er auch mitgenommen, damit er seiner pflege und warte."

„Gott segne den edlen und großmüthigen Mann," rief Leontine mit Thränen in ihren Augen aufschauend zum Himmel, „Gott segne ihn und lasse ihn glücklich sein, so lange er lebe! Hier, gute Freunde, nehmt dies zum Zeichen meines Dankes und betet für mich zu Eurem Gott, wie ich beten werde zu dem meinen."

Sie reichte Jedem der Beiden einige Goldstücke dar, und die Sprache des Goldes verstanden sie, wenn sie auch sonst die Worte nicht verstanden, welche Leontine zu ihnen gesprochen. Diesmal hatte Konrad nicht nöthig, den Dolmetscher zu spielen und die Worte zu wiederholen, welche die Boabs in ihrer türkischen Sprache mit ihr gewechselt. Das Gold hat eine beredte Sprache, die man versteht seit dem Tage an, da die Menschen ausgetrieben wurden aus dem Paradiese, und der Eigennutz und die Geldgier mit ihnen hinauszog in die Welt.

„Es bleibt nun noch übrig, zu erfahren, wohin Achmed Pascha sich gewendet hat," sagte Konrad, als sie das Schloß verließen. „Und dies wird

nicht schwer sein, ich habe nur nöthig, bei dem Hafeninspector nachzuforschen nach den Schiffen, die vor ein paar Tagen hinausgegangen sind. Sie stehen alle einregistrirt in seinem Buche und er wird es mir sagen können, wohin die Yacht Achmed Pascha's steuerte."

„Wohlan denn, so lassen Sie uns zu diesem Manne gehen und um Aufschluß bitten," sagte Leontine, hastig über den Ufersand wieder dahinschreitend zu dem Boot.

Sie ruderten wieder über das Wasser hin, weit hinaus nach jenem Hause dort am Eingange des Hafens, und die dargereichten Goldstücke machten den trägen und lässigen Türken lebendig, daß er nicht auf morgen verschob, was er heute thun sollte, sondern nachschaute in seinen Büchern nach der Yacht Achmed Pascha's.

Sie war vor zwei Tagen abgefahren und hinausgesteuert nach Alexandrien, und der Hafeninspector, dem die blinkenden Goldstücke das Herz erfreut hatten, fügte noch freiwillig hinzu, daß er wohlbekannt sei mit dem Kommandanten der Yacht des reichen Achmed Pascha, und daß er von diesem erfahren, der Pascha, welcher lange in Ungnade gewesen und jetzt wieder in Gnaden aufgenommen sei vom Vicekönig, gedenke dorten ein paar Tage

zu verweilen und dann erst nach einer Zusammenkunft mit seinem Herrn, dem Khediven, sich weiter begeben werde nach dem Süden, wo seine großen Besitzungen sich befinden.

„So muß ich denn also heute noch gleich aufbrechen und weiterfahren nach Aegypten hin," sagte Leontine, als sie wieder auf der Rückfahrt waren. „Ich muß meinen Bruder finden. Ich habe es gelobt und geschworen, daß ich ihn suchen will, bis daß ich Kunde habe von seinem Leben oder Sterben. Und ich muß mein Wort halten, wenn ich nicht selber sterben soll vor Angst und Ungewißheit."

„Sie wollen also wirklich die weite Reise wagen?" fragte Konrad, sie voll Bewunderung anschauend, „Sie wollen um des Bruders willen Ihre Bequemlichkeit, Ihre Ruhe aufgeben und weiter hinausgehen in unbekannte Ferne, um ihn zu suchen?"

„Das will ich und das muß ich," sagte sie begeistert, „ihm gehört mein Leben, ihm gehört all meine Liebe, und nicht aus Pflicht, sondern aus inbrünstiger, treuer Schwesterliebe folge ich ihm nach, bis daß ich ihn gefunden, sei es lebend oder todt! Und ist nicht Gott barmherzig und gütig gewesen gegen mich? Er hat mich die Spur

des Bruders finden lassen und so wird er mir auch helfen, daß ich ihm weiter folgen kann. Ich muß und will ihn finden. O, schaffen Sie mir die Gelegenheit dazu, verhelfen Sie mir zu einem Schiffe, das mich weiterführt, seiner Spur nach."

„Das Schiff ist gefunden," sagte Konrad und auf einen Moment erhellte ein freudiges Lächeln sein ernstes, düsteres Angesicht. „Das Schiff ist gefunden. Sagte ich Ihnen nicht, daß ich Ordre bekommen hätte, morgen schon weiter zu fahren? Nun wohl, Gräfin, meine Ordre lautet nach Alexandrien hin."

„Und Sie wollen mich mitnehmen," rief Leontine mit leuchtendem Angesicht, „Sie wollen mich mit sich nehmen nach Alexandrien?"

„Ich bitte Sie, daß Sie mich begleiten, Gräfin. Sagen Sie nicht, daß ich Ihnen einen Dienst damit leiste, daß es eine Gefälligkeit für Sie ist. Nein, Gräfin, Sie werden an mir zu einer Wohlthäterin, wenn Sie meine Bitte erhören und mein Schiff als dasjenige betrachten, welches der gütige Gott Ihnen gesendet zu Ihrer Weiterreise. Ja, Gräfin, Sie werden an mir zu einer barmherzigen Schwester, denn ich lerne von Ihnen, daß es auf Erden doch noch edle und hochherzige Frauen giebt, daß ich mich versündigte, wenn ich in zornigem

Schmerz vermeinte, es hätte auf Erden außer meiner todten Mutter kein edles und gutes Weib gegeben. Wollen Sie gnädig sein und gut, Gräfin, wollen Sie auf meinem Schiff mit mir nach Alexandrien gehen?"

Sie reichte ihm die Hand dar und schaute ihm mit einem selig lächelnden Blick in das Angesicht.

„Sie wollen mir helfen, meinen Bruder zu finden. Gott hat Sie mir gesendet! Gott sei gelobt!"

V.

Pio Nono.

Die hallenden Glocken von St. Peter und die donnernden Kanonen der Engelsburg verkündeten mit metallenen, mächtigen Stimmen den Römern: „Der Papst hat den Vatican verlassen, der heilige Vater macht eine Ausfahrt und man wird ihn in seiner prächtigen Karosse dahinfahren sehen durch die Straßen, man wird ihn schauen können durch die großen Glasscheiben, die rings die Seitenwände seines Wagens einnehmen, damit die Gläubigen den Genuß haben können, die geliebte Gestalt ihres Papstes von allen Seiten zu gewahren.

Drängen sich die Römer, um ihn zu sehen, den heiligen Vater, welcher jüngst erst von langer Krankheit genesen ist? Stürzen sie herbei aus allen Gassen an den Wagen, auf welchem er kommt, um knieend ihn zu begrüßen und seinen Segen zu erflehen?

Einst haben sie das gethan, einst in schönen, vergangenen Tagen strömten sie, so oft die Glocken von St. Peter und die Kanonen von der Engelsburg es kündeten, daß der Papst den Vatican verlassen habe, nach seinem Wagen, um ihn zu begrüßen und um ihm entgegen zu jauchzen.

Er dachte daran, wie er, zurückgelehnt in seine Karosse, vergeblich nach links und rechts auf die Straßen niederschaute, durch welche langsam die prächtig aufgeschirrten, schwarzen Rosse ihn dahinzogen, vergeblich ausschaute nach den Gläubigen und Knieenden, denen er so bereit gewesen wäre, seinen Segen zu ertheilen. Er dachte daran, wie wenig das Heute dem Glanze vergangener Tage glich! Sonst nichts als Jubel und Lust und ausgebreitete Arme und geschwenkte Hüte und Segenswünsche! Sonst leuchtende Augen und strahlende Frauengesichter und ehrfurchtsvoll geneigte Männerhäupter und wie sie ihm entgegenjubelten und ihren Vater ihn nannten, ihren Beglücker und ihren Befreier!

Das letzte Wort tönte so laut in seinem Herzen wieder, daß es sich unwillkürlich auf seine Lippen drängte und leise murmelte er: „il liberatore“.

Die beiden Herren, welche auf dem Rücksitz ihren Platz hatten, der schöne bleiche Signor Ricci,

Cammeriero des Papstes, und der Pater Matthias, der Liebling Seiner Heiligkeit, haben das Wort gehört und wenden die Blicke mit ehrfurchtsvollem Ausdruck hin auf das schmerzlich zuckende Angesicht des Papstes. Sie wagen es nicht, mit ihren Lippen eine Frage an ihn zu richten um die Bedeutung dieses Wortes, welches er gemurmelt. Sie fragen ihn nur mit ihren Augen; und der Papst, welcher sie angeschaut, versteht diese Frage und nickt leise mit dem Haupte.

„Ja, il liberatore, so nannten sie mich einst, wenn sie mir entgegenjubelten. Und was ist jetzt aus dem Liberatore geworden? Ein armer, beraubter und unglücklicher Mann, der nichts mehr sein Eigen nennt, weder sein Land, noch seine Unterthanen, noch auch die Krone des heiligen Peters. Wartet nur, wartet, es wird bald ein Tag kommen, da der Stellvertreter Christi ein armer Gefangener geworden und Niemand wird sich darum kümmern, und der Schrei des Entsetzens wird nicht hinaushallen aus dem Gefängniß des Papstes und die Welt wird gleichgültig vorüberschreiten an dem Vatican, der einstens der Thron der Welt war und dann nur noch ein Gefängniß sein wird."

„Eure Heiligkeit sind zu großmüthig, zu freigebig gewesen," sagte Pater Matthias mit leiser

und doch scharfer Stimme. „Ja, Eure Heiligkeit gaben in der Großherzigkeit Ihres Sinnes und in der Fülle Ihrer Gnade dem undankbaren und thörichten Volke zu viel Freiheiten, zu viel der Wohlthaten. Sieh nun, allerheiligster Vater, wie sie es Dir danken und wie sie es Dir lohnen. Du gabst ihnen Alles, und so lange Du noch etwas zu geben hattest, fanden sie sich ein, die undankbaren Menschen, auf allen Deinen Wegen und jauchzten Dir zu. Aber da Du ihnen Alles gegeben hattest und nichts mehr Dir zu geben blieb, da Du ihnen Deine Liebe, Deinen Segen und die Freiheiten alle, welche der Kühnste und Verwegenste nur zu begehren vermochte, ihnen verliehen hattest, da wandten sie sich von Dir, und in ihrem undankbaren und störrischen Sinne vermeinten sie: was soll man Den noch preisen und Dem noch entgegenjauchzen, dessen Hände leer sind?"

„Du magst Recht haben," sagte der Pabst mit einem tiefen Seufzer, indem er wieder nach links und rechts hinschaute auf die leere Straße, durch welche der Wagen eben dahinfuhr nach dem Monte Pincio.

Und doch war diese Corsostraße sonst der Mittelpunkt des Lebens und der Bewegung für alle Römer und in schwarzen Wogenmassen wälzte

sich sonst das Volk und die Fremden durch diese Straße dahin. Wie kommt es, daß sie heute leer ist, daß Niemand auf den schmalen Trottoirs zu beiden Seiten des Weges zu sehen ist? Wahrlich, ist es nicht, als ob der heilige Vater den bösen Feind in seinem Gefolge hätte und als ob die Menschen vor ihm fliehen, um nicht von seinem Leid und seinem Unglück angesteckt zu werden?

Diese fürchterliche Stille um ihn her ängstigt den Papst, er sehnt sich nach einem Gruß, einem Zeichen der Liebe. Er würde denjenigen wie seinen Freund betrachten, der jetzt noch um die Ecke der Straße käme, die Arme ausbreitete und auf seine Kniee niederfiele und ihn grüßte mit der alten Ehrfurcht.

Aber Niemand, Niemand! Ganz menschenleer und öde ist die Straße, kein einzig freundlich Angesicht zu sehen!

„Was hilft mir das Glockenläuten? Was hilft mir der Kanonendonner?" ruft der heilige Vater und in seiner Stimme ist ein wenig von menschlich unheiligem Aerger und menschlich unheiligem Zorn. „Ricci, gieb das Zeichen zur Umkehr. Wir wollen zurückkehren, wir wollen heimfahren zum Vatican."

Signor Ricci, der Cammeriero Seiner Heiligkeit, neigt ehrfurchtsvoll sein schönes, blasses Haupt

und zieht an der seidenen Schnur, welche neben ihm niederhängt und draußen an dem Arm des Kutschers befestigt ist.

Und der Wagen wendet sich langsam um auf der Piazza di Spagna und kehrt denselben Weg wieder zurück durch die einsamen, öden Straßen.

Matthias und Ricci sahen sich an mit einem langen verständnißvollen Blick und senkten dann Beide die Augen wieder nieder.

„Matthias,“ ruft der Papst nach einer Pause, „sage mir, Du, der Alles weiß und für Alles ein offenes Ohr hat und Alles versteht, sage mir doch, wie kommt es, daß mein Weg heute so leer ist und daß Niemand mich begrüßt? Künden es denn die Glocken und die Kanonen nicht den guten Römern, daß ihr Papst sich unter ihnen befindet?“

Pater Matthias zuckte leise mit den Schultern.

„Deine Getreuen wagen sich nicht mehr aus den Häusern“, sagte er mit sanfter, schmeichelnder Stimme.

„Und weßhalb nicht?“ fragte der Papst hastig.

„Die Menschen sind einmal so geartet, daß sie zuerst an sich selber denken und zurückscheuen vor dem nahenden Unglück. So denken die armen Römer denn auch, daß, wenn sie Dir heute ent=

gegenjubeln, morgen ein Unglück sie heimsuchen könne. Sie wagen es nicht, den heiligen Vater der Christenheit zu begrüßen, denn morgen könnte der Antichrist kommen, sie dafür niederzuschmettern."

„Der Antichrist? Wen meinst Du damit?"

„Den, welcher der Fluch ist vor Gott und Menschen, den, welcher das Unheil über Italien gebracht und um dessentwillen das Blut Deiner Getreuen schon in Strömen geflossen ist. Ich meine den Antichrist, Victor Emanuel, der sich anjetzo König von Italien nennt."

„Und Du meinst, daß er es wagen könne, hierher nach Rom zu kommen?" fragte der Papst mit grollender Stimme.

„Ja, Eure Heiligkeit, leider muß ich das meinen und leider weiß es alle Welt, daß dies das Ziel ist, nach welchem der böse Mann strebt. Und sie schreien es ihm Alle entgegen, diese wilden Bersaglieri, diese Söhne der Hölle und des Teufels, sie schreien es ihm entgegen auf allen Wegen: „Nach Rom! Nach Rom! Denn Rom ist die Hauptstadt von Italien und dort mußt Du thronen, als der König von Italien."

„Und Gott straft sie nicht und vernichtet sie nicht, diese Verbrecher, diese Mörder und Räuber, welche sich aneignen wollen, was mein ist und

des heiligen Gottes," sagte der Papst, sich hoch erhebend, mit lauter, donnernder Stimme.

„Gott hat den Blitzstrahl in Deine Hand gelegt und an Dir ist es, zu strafen und zu richten," erwiderte Matthias mit frommem Ton, indem er tief das Haupt auf seine Brust niederneigte.

„Es bedarf eines strengen Wortes, um die Bösen zu schrecken und die Guten zu ermuthigen. Ich werde es sprechen!" rief der Papst und mit einem tiefen Seufzer sank er dann wieder in sich selbst zusammen.

Die Glocken läuteten fort und fort, und die Kanonen, welche eine Zeit lang geschwiegen, begannen nun wieder zu donnern und zu krachen, als der Wagen des Papstes über die Engelsbrücke wieder daher gefahren kam und den Weg nach dem Vatican einschlug.

Aber einsam war es und blieb es auf seinem Wege, nur einige Bettler lagen vor der Einfahrt in dem Thor zu beiden Seiten des Weges und streckten die abgemagerten Hände flehend empor zu seiner Heiligkeit.

Signor Ricci streute auf den Wink des Papstes einige Silbermünzen hinunter aus dem geöffneten Fenster und die laut geheulten und gewimmerten Segenswünsche der Bettler aus Trastevera waren

die einzigen Huldigungen für den einfahrenden Papst.

In dem inneren Hofe des Vaticans standen die Schweizer in ihren mittelalterlichen Trachten unter dem Gewehr und salutirten vor der einfahrenden Kutsche. Und die Dragoner, welche dem Wagen voraufgeritten, sprangen jetzt von ihren Rossen und knieeten nieder, wie es die Schweizer thaten, unter dem Gewehr, denn die Lakaien öffneten jetzt den Schlag der Kutsche und der Cammeriero Ricci und der Pater Matthias stiegen eilends heraus, um niederzuknieen auf dem Pflaster, und knieend, auch wie die Andern, den Segen des Papstes zu empfangen, der jetzt aus der Kutsche niederstieg.

Er ertheilte ihnen hastig mit ausgebreiteten Händen den Segen zu beiden Seiten hin und schritt rascher, wie sonst, trotz seiner Korpulenz und des schweren Athmens, die zwei Marmorstufen hinauf und ging hastiger, wie es seine Art zu sein pflegte, durch die Korridore dahin nach seinen Gemächern.

Signor Ricci und Pater Matthias folgten ihm mit demüthig geneigtem Haupt. Die Cammerieri flogen ihm vorauf, die Thüren zu öffnen und sanken dann neben den geöffneten Thüren auf ihre Kniee nieder, um den Papst an sich vorüberschreiten zu lassen.

Im Innern seines Palastes, da ist es noch Alles, wie sonst, da ist der Papst noch immer der Herrscher und der Gewaltige und es neigen sich vor ihm seine Getreuen! Vergißt er, daß diese Getreuen seine bezahlten Diener sind, freut es ihn, daß wenigstens sie in Demuth vor ihm knieen?

Sein Auge blickte düster und streng, und eine Wolke beschattete ihm das sonst immer so klare und ruhige Angesicht.

„Laßt mich allein," sagt er mit fast strengem Ton zu den Beiden, die ihm gefolgt sind. „Ich bedarf der Sammlung und des Gebetes, um mich aufzurichten. Matthias, ich bitte Dich, gehe zu dem Kardinal-Staatssecretair, und sage ihm, daß ich ihn zu sprechen habe. In einer halben Stunde erwarte ich ihn."

Die Beiden neigen sich tief, die Arme über die Brust gekreuzt, und gehen dann rückwärts aus dem Gemache hinaus.

Und da die Thüre sich hinter ihnen schließt, sinkt der Papst mit einem lauten Aechzen nieder auf den mit Purpurseide überzogenen Fauteuil und legt die beiden Hände auf die Seitenlehne und starrt vor sich hin, und es ziehen an seiner Seele vorüber lange und schmerzensreiche Jahre und

dann wieder sonnige und schöne Jahre aus fernen, fernen Zeiten her.

Was ist aus ihm geworden, seit jenen Zeiten, da er in dem Walde von Sinigaglia lauschte auf den Gesang der Vögel, auf das Rauschen der Bäume und selig war bei dem Klange der Stimme der Geliebten?

Vorüber, längst vorüber! Der junge Graf Maria Mastai Ferretti ist längst gestorben, und viele, viele Jahre sind vergangen, ohne daß er sich erlaubt hat, jener Zeit zu gedenken, da er im Walde von Sinigaglia lauschte auf die Worte seiner Geliebten.

Nie wieder hat er nach ihr gefragt, nie wieder ihren Namen genannt und Keiner hat es gewagt, vor ihm zu sprechen von der Vergangenheit. Vieles hat er erlebt seitdem, Schmerz und Freude, Enttäuschung und Begeisterung. Durch die heißen Fluren von Chili, durch öde Steppen und auf gefahrvollen Wegen ist der arme Pater Giacomo Mastai dahin gewandelt; in den Hospitälern der Kranken hat er den Leidenden Hülfe und Trost gebracht; auf den Schlachtfeldern ist er umher gewandelt und hat den Sterbenden das Sacrament gereicht. Dann ist er heimgekehrt nach Italien, um in stiller Zurückgezogenheit dem Dienste Gottes

und der Menschen sich zu weihen. Und die Leute in Imola wissen zu erzählen von ihrem frommen Bischof, wie sehr sie ihn geliebt, wie väterlich er an ihnen gehandelt. Sie haben geweint, als er dem Ruf des Papstes folgend, nach Rom sich begab, um den Kardinalstuhl einzunehmen. Sie haben gejubelt, als nach dem Ableben des Papstes man den frommen Bischof von Imola, den Kardinal Mastai zum Papst erhöhte, und gejubelt hat damals ganz Italien, und den Befreier haben sie ihn genannt, den Erlöser!

Vorüber, längst vorüber! Da sitzt der alte Mann mit dem gebeugten Nacken und den eingefallenen Zügen auf dem vergoldeten Purpursessel, rings um ihn her ist Pracht und Herrlichkeit, und er ist doch ein armer und einsamer Mann, freudlos, hoffnungslos!

Zieht vorüber, Ihr Geister, mit dem jugendlichen Angesicht, mit den lächelnden Lippen, mit den Rosenkränzen in dem lockigen Haar! Zieht vorüber, Ihr Geister der Jugend, der Liebe! Es giebt für den alten Papst keine Jugend, keine Liebe mehr! Nur Haß und Zorn wohnt um ihn her und stachelt ihn auf zu Haß und Zorn und hetzt ihn, daß er Flüche schleudert auf die, welche sich nicht beugen wollen vor ihm, hetzt zu Zorn und Haß den=

jenigen, welcher doch sein soll der Verkündiger der Liebe und der Vergebung!

Armer, einsamer Mann! Ein Bettler bist Du in Deinem köstlichen Schloß, beklagenswerther ist der Papst Pius IX. inmitten seiner Herrlichkeit, als es der arme, kleine Graf Giacomo Mastai gewesen, obwohl er krank und von schweren Leiden heimgesucht war.

Die heilige Jungfrau von Loretto hat freilich ein Wunder vollführt, und niemals, seit er sich zum Priester geweiht, hat die böse Krankheit ihn wieder heimgesucht.

So sagen und erzählen die Gläubigen und sie preisen es als ein Wunder, daß der heilige Vater Genesung gefunden bei der Madonna von Loretto. Aber daß er krank ist in seinem Herzen und daß es da drinnen kalt und leer geworden, und daß die vernarbten Wunden zuweilen doch noch schmerzen, das wissen sie nicht, denn der heilige Vater hat nicht das Recht, zu klagen über solche Schmerzen, und vergessen muß er, daß er einst auch menschlich gefühlt, menschlich gelitten und daß die Liebe ihn heimgesucht hat mit ihrer Qual und ihrer Pein.

Jetzt, da er so einsam ist und so allein, jetzt denkt er daran und schaut vor sich einen Moment die großen, strahlenden Augen, die einst für ihn die

Sterne des Himmels waren und leise fragt es in ihm: ob sie noch lebt und noch mein gedenkt, ob sie Wort gehalten, und mit dem tollen Herzoge von Ercola sich vermählt hat, ob sie glücklich ist?

Er hat nie danach gefragt und nie von ihr gehört.

Das war auch ein Opfer, welches er auf dem Altare seinem Gotte gebracht, daß er nie nach ihr geforscht und daß sie für ihn gestorben ist in der Stunde der Priesterweihung.

Aber er gedenkt doch noch ihrer in solchen traurigen, schmerzensreichen Stunden, wie es die jetzige ist, und leise, ganz leise flüstern die welken Lippen den Namen, den sie einst in seiner Jugendzeit mit so begeistertem Tone gesprochen, ganz leise flüstern sie: „Ludovica!"

Und um dieselbe Zeit und Stunde schmettert laute Festesmusik in dem großen Saale der Herzogin von Ercola, welche in Bologna ihre Residenz seit manchem Jahre hat und in ihrem Palaste wiederhallt es heute von Lust und Freude. Als sie jung war, die Herzogin von Ercola, da hat sie der müßigen Menge gar viel Anlaß zu Heiterkeit und Lust und Scherz gegeben und gar viele Histörchen haben die Leute sich erzählt von der tollen Herzogin und ihrem tollen Gemahl. Sie haben ein wüstes, ver-

schwenderisches Leben zusammen geführt. Er hat gespielt und Millionen vergeudet am Spieltisch. Die Millionen, welche die schöne Herzogin Ludovica ihm als Hochzeitsgeschenk mitgebracht und sie hat gelacht dazu und sich gefreut des tollen Lebens und manche Nacht mit ihm am Spieltische gesessen in phantastisch wunderbarer Tracht, ein Lächeln auf den Lippen, entzückt lauschend auf die Liebesbetheuerungen der schönen Kavaliere, welche sie stets auf allen Wegen umgaben.

Er ist nicht eifersüchtig gewesen, ihr Herr Gemahl, er hat sich der Triumphe seiner schönen Herzogin gefreut und er hat es selbst mit lautem Lachen erzählt, daß die ganze Garnison von Bologna, vom General bis zum kleinsten und jüngsten Lieutenant herab, mit seiner schönen Herzogin gar vertraulich gewesen.

Er hat erzählt, wie eines Tages bei der Parade der kommandirende General erschien mit einem großen Trauerflor um den Arm und sich den Wittwer der Liebe genannt und sich tief verneigt habe vor seinem ersten Adjutanten, als huldige er ihm und gebe ihm den Preis vor sich selber. Und nach einigen Monden hat auch der Adjutant einen Trauerflor getragen und hat sich auch den Wittwer der Herzogin von Ercola genannt. Und so

ist es weiter gegangen vom Adjutanten bis zum Capitain und eines Tags hat auch der jüngste Lieutenant einen Trauerflor getragen.

Es ist eine Lieblingsgeschichte des alternden Herzogs von Ercola gewesen und noch auf seinem Sterbebette hat er sie mit Lachen dem Beichtvater erzählt.

Doch das ist längst vorüber. Die Herzogin von Ercola ist jetzt eine gar strenge, tugendsame Dame geworden. Da sie nicht mehr sündigen kann und keine Sünder findet, die sich von ihrem runzligen und zerfahrenen Antlitz beherrschen lassen, ist sie fromm geworden und betet und hält fromme Conventinel in ihrem Palast und unterstützt mit den Trümmern ihres Vermögens die frommen Väter Jesu.

Doch heute auf einen Tag ist vergessen die Frömmigkeit und das Gebet und der große Saal hallt wieder von lustiger Musik und schmetterndem Jubelklang. Denn heute feiert die Herzogin von Ercola ein schönes Familienfest: Ihr Enkel, der Sohn ihrer Tochter, der junge Fürst Jablonsky, ist mit seiner Gemahlin, der Gräfin Louise von Harbaschic, gekommen. Und sie giebt dem jungen, schönen Liebespaar ein glänzendes Fest und läßt die neugierigen Leute von Bologna einmal die

Pracht und Herrlichkeit vergangener Zeiten wieder schauen.

„Und wenn Du nach Rom kommst, mein liebes Enkelkind," sagte sie mit lachendem Munde bei der schmetternden Festmusik, „wenn Du nach Rom kommst, Leonardo, Fürst von Jablonsky, so gehe zum Papst und grüße ihn von mir und sage ihm, Ludovica von Frangipani sendet ihm aus ihrem Grabe einen Liebesgruß, und sie habe Wort gehalten mit dem, was sie damals gelobt, als er sich von ihr wandte! Sage ihm, er solle nicht mit Schmerz und Wehmuth mein gedenken, denn ich verdiente es nicht. Ludovica von Frangipani sei ein böses, altes Weib geworden, die sich selbst verachtet und alle anderen Menschen auch, den Papst nicht ausgenommen. Sage ihm, daß er Schuld sei an meinem Elend und an meiner Schmach."

Es drängt sich in die alten Augen etwas wie eine Thräne, aber sie schüttelt sie lachend fort und hebt den Becher und trinkt auf das Wohl des jungen Ehepaars, und die Musik schmettert den Tusch dazu von dem vergoldeten Balkon da droben!

VI.

Der Kardinal.

Seine Eminenz der Kardinal hatte eben eine lange Konferenz mit dem französischen Gesandten beendet und das Resultat derselben war, daß die sonst noch immer so glatte und klare Stirne des Kirchenfürsten jetzt von finsteren Wolken beschattet wurde und daß er mit sorgenvollem Angesicht, in seinem Fauteuil sitzend, vor sich hinstarrte.

Der französische Gesandte hatte heute in einem anderen Tone gesprochen, wie man es sonst im Vatican gewohnt war, den Abgesandten „des ältesten Sohnes der Kirche" reden zu hören. — Der Graf hatte im Namen seines Kaisers sogar sich erdreistet, Ermahnungen und Warnungen auszusprechen und abzurathen von den Plänen, welche den Papst beschäftigen. Der Kardinal hatte es abgelehnt, Seiner Heiligkeit die Worte des Bot-

schafters zu wiederholen und ihn aufgefordert, dieses unliebsame Geschäft selber zu übernehmen.

Der Gesandte hatte ihm erwidert, daß er, diese Antwort voraussehend, bereits an seinen Kaiser telegraphirt und um die Ermächtigung nachgesucht habe, in einer Audienz bei Seiner Heiligkeit demselben die Ansichten Frankreichs und dessen Wünsche und Vorschläge mitzutheilen.

„Die Wünsche und Vorschläge," murmelte der Kardinal vor sich hin, „ich sehe eine neue Zeit anbrechen und dieser Usurpator, welcher sich den Thron von Frankreich erheuchelt, erschlichen und geraubt hat, fühlt sich jetzt mächtig und stark genug, um selbst des Segens und des Beistandes der Kirche nicht mehr zu bedürfen! Aber wahrlich, er soll und er wird es sich eines Tages bekennen müssen, daß er, sobald die Kirche und die Armee der Priesterschaft ihn verläßt, nichts weiter ist, als ein Gott mit thönernen Füßen, den die Revolution zerschmettern wird. Ja, so wird es kommen," sagte er ganz laut und mit einem hämischen Ausdruck von Freude in seinem Angesicht, „so wird es kommen. Du wirst eines Tages erkennen, Louis Napoleon, daß Deine Armeen machtlos sind, wenn die Armeen des Priesterthums nicht mit Dir kämpfen!"

Er stand auf und ging, die Hände auf dem Rücken gefaltet, langsam in dem Kabinet, welches in seiner Pracht und seinem Luxus nicht blos einem Kirchenfürsten, sondern auch der verwöhntesten Schönen Ehre gemacht haben würde, auf und ab und gedachte der kommenden schlimmen Stunden, welche unvermeidlich waren, wenn der französische Kaiser seinem Gesandten den Befehl gab, mit geöffnetem Visir rückhaltslos mit dem Papste zu sprechen. Er mußte ja dabei sein in seinem Dienst als Minister des Auswärtigen und als Staatssekretär! Er steht hoch in Würden, Ehren und Ansehen vor der Welt und es beugen sich vor ihm die Mächtigen und Großen aller Länder.

Und doch, was ist er denn anders Seiner Heiligkeit gegenüber, als ein ergebener Sklave und Diener, der nur kunstvoll und listig sich Gewalt abringen kann und gar oft seine Wuth und seinen Zorn unter Lächeln und unter schmeichlerischen Worten verhüllen muß und nur deßhalb so viel Macht besitzt, weil er es versteht, den Launen seines Herrn zu schmeicheln, und seine Schwächen zu benützen?

„Es ist doch zuweilen sehr unbequem, diesem alten, eigensinnigen Manne zu dienen und als göttliche Inspiration anerkennen zu müssen, was

doch nur die Eingebung eines eitlen Geistes ist,“ murmelte er vor sich hin, „ja, eines eitlen, altersschwachen Greises von siebenzig —“

Er verstummte plötzlich und es fiel ihm ein, daß er selber auch nur um wenig Jahre jünger sei und daß vielleicht Andere auch von ihm — doch nein, das wäre unmöglich!

Wie oft haben ihm seine Freunde nicht gesagt, daß er eine Ausnahme mache von der allgemeinen Regel, wie oft haben nicht seine zärtlichen Freundinnen, wenn sie mit entzückten Blicken ihn anschauten, ihm versichert, daß man in seinem schönen Angesicht nichts lese von seinen Jahren und daß er immer noch der schöne Mann sei, welcher die Frauenherzen entzückte. Und haben sie denn Recht gehabt?

Er trat eilends zum Spiegel hin und sich fest in demselben anschauend, verglich er in seinem Geiste dieses stolze faltenlose Angesicht mit dem runzligen Antlitz des Papstes.

Es ist wahr, die Jahre sind leichter über seine Stirn dahin gezogen, als über die Stirne des Papstes, und dann ist er doch immer fünf Jahre jünger und fünf Jahre sind im Alter so viel als fünfzehn Jahre in der Jugendzeit! Wie matt und welk die Wangen des Papstes niederhängen, wie

viele Falten auf seiner Stirn und dann die Augen, wie trübe und umnebelt sie schauen. In diesen Augen, die sich selber anstarren aus dem Spiegel, ist noch Gluth und Feuer; es blitzt noch darin die alte, urewige Jugend, die in seinem Herzen gar oft noch flammt und gar oft ihn vergessen läßt, was sein Taufschein ihm sagte von seinem Alter.

Er trat zurück und die Wolke war jetzt aus seinem Angesicht verschwunden und ein stolzes Lächeln umspielte seinen Mund mit den dicken aufworfenen Lippen.

„Das Alter ist immer noch nicht mächtig über mich geworden! Das macht, ich bin aus einer guten Familie, welcher Krankheit niemals etwas anhaben kann, und welche der Tod selbst zu fliehen scheint. Sie sind Alle sehr alt geworden in meiner Familie! Das frische Leben in den Bergen hat uns die Glieder gestählt von Jugend auf. Ach, es war doch ein schönes Leben, als ich noch da draußen war in den Bergen!" Er seufzte tief auf, wie er daran gedachte und er sank wieder in den Fauteuil. Die Erinnerungen an die ferne Vergangenheit kamen über ihn und zeigten dem stolzen Kirchenfürsten gar seltsame Bilder, zeigten ihm fern in den Abruzzen eine kleine, einsame Hütte

und vor derselben einen Knaben in ärmlicher, schmutziger Kleidung, aber mit einem fröhlichen, von Gesundheit und Jugendmuth strahlenden Angesicht und er sah in seinem Geiste, wie der Knabe spielte mit den Waffen seines Vaters, der in den Abruzzen gekannt und gefürchtet war als ein gefährlicher Räuber und Wegelagerer, und er hörte im Geiste den Knaben die wilden und trotzigen Lieder singen, mit denen der Vater und die Brüder der Mutter sich die Zeit verkürzten, wenn sie am Morgen heimkehrten von ihren gefährlichen nächtlichen Wanderungen. So ganz war er versunken in diese seine Erinnerungen, daß seine Lippen die Worte wiederholten, welche er damals als Knabe mit schmetternder Stimme hinausgesungen in den Wald:

„Der Räuber ist ein freier Mann
Und Gott giebt ihm Quartier.“

Gar seltsam klangen diese Worte von den Lippen des heiligen Kirchenfürsten, der sonst nur an hohen Festtagen, wenn er selber sich herabließ, die Messe zu celebriren, heilige Gesänge erschallen ließ.

Aber es hörte ihn ja Niemand und er war ja allein mit seinen Erinnerungen! Und wie er sich ihnen überließ und zurück schaute in die ferne glückselige freie Zeit, da war es der stolze Kirchen-

fürst von heute, welcher den armen zerlumpten Knaben von damals beneidete und all' seine Pracht und seine Herrlichkeit hätte hingeben mögen, wenn er wieder zum anderen Male der freie Sohn der Berge, das ungefesselte unbeengte Kind der Räuberfamilie hätte sein können.

Ach, die Erinnerungen, die Erinnerungen! Sie gehen mit uns durch das Leben und gar viele schöne Stunden vergiften sie; aber auch gar manche böse Stunde umstrahlen sie mit einem Glanze des Trostes!

Es klopfte leise an die kleine Thür und Signor Luigi, der vertraute Kammerdiener, trat ein.

„Eminenz," meldete er mit schüchterner, fast verlegener Stimme, „Eminenz, der Inspector der Gefangenen der Engelsburg ist zum anderen Male schon heute da und begehrt in dringenden und geheimen Angelegenheiten Eure Eminenz zu sprechen."

„Seltsam," sagte der Kardinal achselzuckend „was kann er mir zu melden haben und was gehen mich die Gefangenen der Engelsburg an?"

„Er sagt, Eminenz, daß er Euch eine sehr wichtige Mittheilung zu machen habe."

„Nun denn, so laß ihn eintreten! Ich bin begierig, worin diese Mittheilung bestehen könnte," murmelte er leise vor sich hin, während Luigi

rückwärts gehend ehrfurchtsvoll aus der kleinen Thür hinaustrat und sie aufhielt für die mächtige colossale Gestalt des Inspectors und Gefangenwärters der unglückseligen unterirdischen Bewohner der Engelsburg.

„Nun, Herr Inspector," rief der Kardinal ihm entgegen, mit einem leisen stolzen Neigen des Hauptes ihn begrüßend, „Sie begehren durchaus, mich allein zu sprechen. Machen Sie es kurz, meine Zeit ist viel in Anspruch genommen. Was giebt es?"

„Eminenz," fragte Signor Batista, mit einem forschenden Blick umherschauend, „Eminenz sind wir allein?"

Der Kardinal nickte.

„Ja, ganz allein, es scheint wirklich, Sie haben mir eine sehr wichtige Mittheilung zu machen. Handelt es sich vielleicht um eine Verschwörung, welche unter den Gefangenen ausgebrochen ist?"

„Nein, Eminenz, es handelt sich um etwas viel Wichtigeres."

„Nun wirklich," sagte er gleichgültig, „und das wäre?"

„Das ist, Eminenz, daß ich Eurer Hochwürden eine Mittheilung zu machen habe, die ich beschworen, nur dem Herrn Kardinal selber zu geben."

„Nun, so lassen Sie hören," befahl der Kardinal, indem er mit einem stolzen Blick aufschaute zu der mächtigen Gestalt, die ehrfurchtsvoll vor ihm stand. „Was giebt's?"

„Eminenz, es befinden sich in den unterirdischen Kerkern zwei Männer, welche die ältesten Insassen der Engelsburg sind. Sie wurden vor langen, langen Jahren als gefährliche Räuber und Todtschläger eingebracht und man hatte sie zum Tode verurtheilt. Aber der heilige Vater, welcher damals in Rom herrschte, der Papst Pius VII., hatte ein gar weiches und mildes Herz und er liebte es nicht, Todesurtheile zu unterzeichnen. So begnadigte er denn die beiden gefährlichen Räuber und Mordbrenner zu lebenslänglichem Gefängniß."

„Und er that wohl daran," sagte der Kardinal, leise mit dem Haupte nickend, „man muß solche Pestbeulen der Gesellschaft unschädlich machen! Er hätte noch besser gethan, der heilige Vater, wenn er kürzeren Prozeß gemacht und das Todesurtheil unterschrieben hätte. Doch weiter! Was kümmern mich diese beiden Verbrecher in ihrem unterirdischen Kerker?"

„Ich werde die Ehre haben, Eurer Eminenz das zu erklären," sagte Signor Batista mit ruhiger, nicht ganz ehrerbietiger Stimme. „Diese Beiden

haben ihr Loos hingenommen, wie es Leute solcher Art zu thun pflegen, mit störrischem Muth und mit der Hoffnung, daß es ihnen eines Tages doch noch gelingen werde, aus dem Gefängniß zu entschlüpfen; sie haben es mehrfach versucht, doch immer haben die aufmerksamen Augen ihrer Wächter diese Fluchtversuche zu vereiteln gewußt. Nach und nach sind sie ermattet und schwach geworden und die Jahre haben ihnen ihren Muth und ihre Hoffnungen gebrochen. — So ist es gekommen, daß man niemals über sie zu klagen hatte und daß wir sie fast vergaßen; aber neulich war der eine von den beiden Greisen, welche zusammen den unterirdischen Kerker bewohnen, krank geworden und man mußte den Arzt berufen. Eure Eminenz wissen aber, daß man es nicht liebt, weltliche Leute in die unterirdischen und geheimen Kerker hinabsteigen zu lassen, und so ward denn der kranke Mann heraufbefördert in den Krankensaal. — Der Direktor der Krankensäle war selber gerade krank und so geschah es, daß einer von seinen Hülfsärzten, der noch nicht gar lange ihm assistirte und noch wenig Disziplin zu haben schien, den kranken Greis zu bedienen hatte. Es scheint, daß er mit ihm nicht blos von seinem Leiden und von seinem Schmerz gesprochen, sondern sich auch in andere Gespräche

mit ihm eingelassen habe. Seit dem ist Michele, so nennt sich der Mann, gar störrisch und wild geworden und hat auch seinen Kerkergenossen mit denselben Ideen angesteckt. Die beiden Kerle behaupten seitdem, daß sie ungerechter Weise noch im Gefängniß schmachten und daß es ein Gesetz gäbe, welches sie freimache."

„Ein Gesetz? Ich wäre in der That neugierig, das Gesetz zu kennen, welches Räuber und Mörder, die man zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt hat, frei machen könnte!" rief der Kardinal heftig.

„Eure Eminenz halten zu Gnaden, es existirt in der That ein solches Gesetz," erwiderte Signor Batista, sich leicht verneigend, „dieses Gesetz sagt, daß das lebenslängliche Gefängniß einunddreißig Jahre andauere. Wem Gott aber die Gnade erzeigt, daß er länger als einunddreißig Jahre im Gefängniß lebe und ausdauere, dem solle, in Anbetracht, daß Gott so barmherzig an ihm gehandelt, auch Barmherzigkeit von seinen Richtern geübt werden und frei soll sein, wer einunddreißig Jahre im Gefängniß geschmachtet hat."

„Ein sehr barmherziges Gesetz," murmelte der Kardinal! „Und diese beiden Männer, diese Raubmörder und Wegelagerer haben also erfahren, daß

sie länger als einunddreißig Jahre in ihrem Gefängniß verweilen?"

„Ja, sie haben es erfahren! Sie haben dem Arzt erzählt von den Tagen, da sie in's Gefängniß gekommen und er hat ihnen berechnet, daß sie bereits einunddreißig Jahre in ihrem Gefängniß sitzen und hat ihnen gesagt, daß sie verlangen können, von der Mildherzigkeit dieses Gesetzes Vortheil zu ziehen."

„Das ist nun die Sache, um welche es sich handelt," sagte Batista leise, indem er hastig einen Schritt näher trat, „ich komme, um Eure Eminenz zu fragen, ob Sie vielleicht etwas dagegen einzuwenden hätten, wenn man diese Männer freigäbe? Es wird Geschrei machen in der Welt und vielleicht würde dieses Geschrei den Ohren Eurer Eminenz nicht ganz genehm sein."

Der Kardinal sah ihn mit einem stolzen verächtlichen Blicke an. Es lag Etwas in dem Ton und in der Stimme dieses Mannes, das ihm nicht gefiel, etwas Herausforderndes, Unehrerbietiges, welches das feine Ohr des verwöhnten Kirchenfürsten verletzte.

„Wie meinen Sie das? Was könnte mich das Geschrei angehen, welches die befreiten Diebe und Mörder machen?"

„Doch, Eminenz, in diesem Falle könnte es das Ohr Eurer Herrlichkeit unangenehm berühren! Diese beiden Männer haben, trotz der langen Jahre, die sie im Gefängniß zugebracht, doch die lebendige Erinnerung an ihre Jugendzeit sich bewahrt. Sie haben ihre Namen und ihre Verwandtschaft nicht vergessen und sie haben davon dem jungen Arzt erzählt und ihm gesagt, daß sie Beide gebürtig sind aus Sinigaglia; sie haben ihm auch von ihrer gänzen Verwandtschaft Mittheilung gemacht."

Der stolze Kirchenfürst war leise zusammengeschreckt bei den Worten, und Purpurgluth schoß einen Augenblick über seine Wangen, um dann einer tiefen Bläſſe zu weichen.

Signor Batista heftete seine Augen mit einem spöttischen Ausdruck auf das Angesicht des Kardinals, welcher den Blick niedergesenkt hatte.

„Der Eine dieser beiden unglücklichen Greise," fuhr er nach einer Pause mit leiser flüsternder Stimme fort, „nennt sich Michele, der Andere heißt Genaro und ihr Familienname ist – "

„Sie haben das dem Arzte erzählt?" unterbrach ihn der Kardinal leise und mit grollender Stimme.

„Ja, Eminenz, und dieser junge, tollkühne Mann hat ihnen gesagt, daß auch Euer Eminenz

aus jenem Orte stammte und daß ein glücklicher Zufall wolle, daß sie denselben Familiennamen hätten und —"

„Genug," unterbrach ihn der Kardinal wieder, indem er sich hastig von seinem Sessel erhob, „ich mache Sie verantwortlich für diese beiden Verbrecher, welche sich unterfangen, ein solches Märchen zu erzählen. Wahrlich, es sind schlaue und listige Strolche, wie es scheint und nicht so unbekannt mit der Welt, als man es vermuthen sollte, da sie so lange in ihrem unterirdischen Kerker gesessen. Sie haben schlau gerechnet, aber man wird ihnen zeigen, daß ihr Rechenexempel doch falsch ist. Ich mache Euch verantwortlich für die strenge Bewachung dieser Verbrecher. Wenn Gott ihnen länger als einunddreißig Jahre geschenkt hat im Kerker, so beweist das, daß er sie noch nicht würdig hält der ewigen Freiheit, welche der Tod ihnen bringen könnte und daß sie noch länger Buße thun sollen für die Verbrechen ihrer Jugendzeit. Bewacht sie gut, das mache ich Euch zum strengen Gesetz und wehe Euch, Signor Batista, wenn Ihr das Gesetz des Generalstaats-Sekretairs nicht beachten wolltet."

„Eminenz, ich werde es beachten und heilig halten, wie es einem ergebenen Diener und einem

gläubigen Sohne der Kirche geziemt," erwiderte Batista ehrfurchtsvoll.

„Es soll Niemand mehr in ihre Kerker zugelassen werden," fuhr der Kardinal mit gebieterischer Stimme fort, „Euch allein übertrage ich die Bewachung, und sollten die Kerle, die sich vermessen, sich ihres Familiennamens und ihrer Verwandtschaft zu rühmen, wieder einmal belieben, krank zu werden, nun so wird der Priester für sie beten und wenn sie sterben, eine Messe lesen. Was aber den Arzt anbetrifft, der es gewagt hat, diesen Kerlen so tolle Dinge in den Kopf zu setzen, so rathe ich Euch, gehet hin zu ihm und warnt ihn. Wenn er es wagt, eine Silbe von dem, was er vernommen, hinaus zu tragen in die Welt, so ist er verloren, das glaubt mir! Mein Arm ist stark und wird ihn zu fassen wissen; meldet ihm das und nun gehet, Batista! Ihr kennt meine Ordre, handelt darnach."

Signor Batista neigte sich tief und ehrfurchtsvoll und schritt rückwärts durch die kleine geheime Thür.

Der Kardinal schaute ihm nach mit grollendem Blick.

„Ja, die Erinnerungen, die Erinnerungen! Sie vergiften unsere guten Stunden und sind die

Dornen an dem Kranze unserer Freude!“ Wie seltsam, gerade heute dachte er an das einsame Thal seiner Jugend, dachte er an die beiden Brüder seiner Mutter und sang das Lied, welches er als Knabe mit den heimkehrenden Räubern gesungen. Nun rufen sie ihn an und flehen um Gnade! —

Gnade soll der Kirchenfürst den Räubern gewähren und sie sollen sich rühmen können, daß sie die Oheime sind des allmächtigen Kardinals, der selbst den Willen des Papstes beherrscht!

„Nein, das ist unmöglich, das darf nicht sein! Gerade ihre Verwandtschaft verurtheilt sie, sie müssen sterben, ungehört und ungekannt!“

Er hätte Gnade üben können, wenn sie nicht die Vermessenheit geübt, seinen Namen zu nennen, aber dieser Name, welcher in der Geschichte einen so mächtigen Platz einnimmt, der leuchtend aufstrahlt über der Welt, der darf nicht verdunkelt werden von den Erinnerungen! Es wird den nächtlichen Schlaf des stolzen Kirchenfürsten nicht stören, zu denken, daß drunten in dem tiefen Kerker der Engelsburg zwei unglückselige Greise schmachten und sich vergeblich nach einem Sonnenstrahl sehnen, vergeblich deshalb, weil sie das unglückselige Glück haben, die nahen Verwandten des stolzen Kirchenfürsten zu sein! —

Er dachte noch daran und grollte dem Verhängniß, grollte dem Tode, daß er fern geblieben dem dunklen unterirdischen Gemache, da er doch sonst so mitleidslos die Reichen und Vornehmen, die Mächtigen und die Großen nicht schont. Warum trat er nicht auch ein in den feuchten Kerker und nahm die beiden Gesellen fort, die sich jetzt erlauben wollen, dem stolzen Kirchenfürsten lästig zu werden? Aber sie sollen es nicht; nein wahrlich, sie sollen es nicht! —

Es klopfte schon wieder an der geheimen Thür und abermals erschien Luigi in derselben.

„Eminenz, Vergebung, aber ich komme zum zweiten Male mit einer dringenden Angelegenheit. Es sind zwei Frauen draußen, welche durchaus Eure Eminenz zu sprechen begehren!"

„Zwei Frauen?" fragte der Kardinal hastig, „wie heißen sie? Kennst Du sie?"

„Nein, Eminenz, sie sind Beide tiefverschleiert und eingehüllt in lange schwarze Mäntel. Die Eine von ihnen scheint alt zu sein, ihr Haupt ist gebeugt und ihre Stimme zittert; die Andere ist vielleicht jünger, denn sie hielt sich gerade und aufrecht, aber ihr Schleier ist fast undurchsichtig und ich habe kein Wort von ihr vernommen."

„Und sie begehren mich zu sprechen?"

„Ja, Eminenz, in dringenden unaufschiebbaren Angelegenheiten, und die alte Frau hat mir, da ich sie zurückwies, diesen Ring gegeben, den ich Eurer Eminenz zeigen soll.“

Er hielt dem Kardinal einen kleinen goldenen Reif entgegen. Antonelli nahm ihn hastig und betrachtete ihn aufmerksam, dann schrak er zusammen und abermals erbleichte sein Angesicht.

„Gut, laßt die Damen eintreten und bewacht sorgfältig die Thür. Niemand darf zu mir eintreten, so lange sie hier sind!“

VII.

Lebendige Erinnerungen.

Als die beiden verhüllten Frauengestalten zu ihm eintraten, hatte das Gesicht des Kardinals schon wieder seinen gewohnten gleichmäßigen und ruhigen Ausdruck angenommen und keine Spur von Schreck oder Erstaunen war mehr in demselben zu lesen.

Mit stolzer Würde ging er den verschleierten Frauen entgegen und fragte mit seiner kalten ruhigen Stimme nach ihrem Begehr.

Ein fröhliches Lächeln tönte jetzt unter dem Schleier, welcher das Haupt der schlankeren und anmuthigeren Frauengestalt umhüllte, hervor, und sie warf hastig den dunklen Schleier zurück und ließ ihr schönes, jugendliches Antlitz unter demselben hervorstrahlen.

Seltsam, dies Gesicht glich dem des Herrn

Kardinals. Das war dasselbe schwarze sprechende Auge, dieselbe hohe Stirn, dieselbe fein gebogene Adlernase, derselbe volle üppige Mund, derselbe Schnitt des Gesichts und derselbe Ausdruck; nur daß Alles an diesem schönen sprechenden Frauenkopfe zarter und feiner gezeichnet, jugendlicher und frischer erschien.

„Wer wir sind?“ fragte sie mit klangvoller, melodischer Stimme, „wie Eminenz, errietyet Ihr mich nicht?“

„Wie sollte ich das gekonnt haben, Signora Carmelita,“ erwiderte der Kardinal in seiner ruhigen, kalten Weise. „Ich glaubte Euch im Kloster von Sancta Gennara, draußen in Forli, wohin auf meinen Rath Eure Frau Mutter, die Gräfin Marconi, Euch gebracht hatte.“

„Ja, wohin sie mich gebracht hatte, damit ich dort sollte mein Haupt beugen und mein Herz kasteien und Nonne werden,“ erwiderte Carmelita mit einem leisen Lachen. „Es war das gut ersonnen, Eminenz, und es wäre auch gewiß zum Heil meiner Seele gewesen. Aber seht Ihr, meine Seele ist gar ein flüchtiger, bunt gefiederter Vogel und will sich nicht im Käfig halten lassen und sehnt sich hinaus zu den Blumen, dem Sonnenschein, zu dem Glanze und der Lust des Lebens. Und kaum

vernahm also der kleine Vogel, daß die Frau Gräfin Marconi krank geworden und dem Tode nahe, so erklärte er mit fester Stimme der Frau Priorin, daß er durchaus von der treuen Pflegemutter Abschied nehmen und hierher gehen wolle nach Rom. Man wagte nicht, mir zu widersprechen, man fürchtete ein Aergerniß und außerdem wird eine so gute Pension gezahlt für die junge Pflegetochter der Gräfin Marconi. Also ließ man mich gehen und ich kam gestern hier an in Rom."

„Seltsam und ich wußte nichts davon," murmelte der Kardinal, „man hatte nicht zu mir gesandt!"

„Das macht, gnädige Eminenz, daß Ihr die Gräfin Marconi, seitdem ich nicht mehr in ihrem Hause wohne, ganz und gar vernachlässigt und aufgegeben habt. Ja sie hat es uns heute Morgen erst mit Thränen geklagt, daß Seine Eminenz, seit Carmelita nicht mehr in ihrem Hause ist, sich gar nicht um sie bekümmert, und das hat ihr Herz betrübt und die alte Dame, die doch ein so stolzes und kaltes Herz hat, so tief beleidigt, daß sie weinte."

„Es ist wahr, ich habe die Gräfin lange nicht gesehen. Das heißt, ich war überhäuft mit Geschäften und der Staatsmann ließ dem Freunde keine Zeit,

die alte, liebe Freundin aufzusuchen. Aber was führt Euch zu mir, Signora Carmelita, und wer ist diese verschleierte Frau, die Euch begleitet?"

„Ein fromme Nonne, Eminenz, die ich gestern Abend, da ich hier in Rom ankam, am Krankenbette der Gräfin fand. Sie sagt, sie kenne Sie und sie begehrte, daß ich gleich mit ihr zu Euch gehen solle, Eminenz."

Der Kardinal heftete seine dunklen, flammenden Augen mit einem forschenden Ausdruck auf die Verschleierte. Sie hob langsam den Arm empor, schlug die Verhüllung zurück und erwiderte jetzt das feste Anschauen des Kardinals, und starrte ihn an mit den großen blauen Augen, in denen der Glanz und das Feuer der Jugend längst erloschen war.

Es ging wiederum ein Beben durch die Gestalt des Kardinals und er trat hastig einen Schritt zurück.

„Carolina!" murmelte er leise.

Sie neigte langsam das Haupt.

„Ihr erkennt mich also doch!" sagte sie. „Es liegt doch noch in den alten verwitterten und vergrämten Zügen ein Etwas, das Euch erinnert an die schöne Novize, welche Ihr einst im Kloster der heiligen Clarissinerinnen besuchtet?"

„Still, um Christi willen, still," murmelte der Kardinal, indem er dicht an sie herantrat, „laß vor den Ohren dieses jungen Mädchens nicht solche Worte ertönen."

„Doch, ich will das," sagte sie ruhig. „Ich bin gerade deshalb mit ihr hierher gekommen, und hier in Eurem Beisein will ich dem jungen namenlosen Mädchen erzählen, wer sie ist."

„Das werdet Ihr nicht thun!" rief der Kardinal hastig und mit drohender Stimme.

„Ihr wollt nicht, daß ich es thue in Eurem Beisein," erwiderte sie kalt, „nun wohl denn, so werde ich mit ihr zu dem heiligen Vater, zu dem Papste Pius IX. gehen und in seinem Beisein werde ich ihr erzählen, wer Carmelita ist und wie ihr Vater sich nennt. Komm', Carmelita, wir haben nichts mehr hier zu thun. Du siehst, wir sind abgewiesen und wir wollen jetzt zum heiligen Vater gehen. O sagen Sie nicht, Kardinal, daß er mich nicht annehmen wird! Ich erwidere darauf, er wird mich annehmen, denn ich habe auch meine Freunde in der Umgebung Seiner Heiligkeit und Signor Ricci, der Kammeriere, wird mich zu ihm führen. Komm', Carmelita!"

Sie nahm die Hand des jungen Mädchens und wollte mit ihr nach der Thüre gehen, aber

der Kardinal hielt sie auf und legte mit einem raschen Griff seine Hand auf ihren Arm.

„Ihr sollt bleiben," sagte er, „und wenn es denn nicht anders sein kann, so mögt Ihr Carmelita sagen, wer sie ist. Setzt Euch."

Er deutete auf die beiden mit Purpur-Sammet überzogenen Tabourets hin, die zu beiden Seiten seines Fauteuils standen, und indem er sich auf denselben niederließ, gab er mit einem Wink seiner Hand den Frauen die Erlaubniß, zu seinen Seiten Platz zu nehmen.

„Sprecht also jetzt, Schwester Carolina," sagte er mit gebieterischer Stimme. „Aber erwäget Eure Worte wohl, und macht nicht, daß ich Euch zürne, denn es könnte zu Eurem eigenen Schaden ausschlagen."

„Ich fürchte mich nicht und Eure Drohungen schrecken mich nicht," erwiderte die Nonne ruhig. „Ich bin längst hinaus über alle Furcht, wie über alles Hoffen. Ihr habt mein Herz kalt gemacht und starr, und wenn ich in all' diesen Jahren auf meinen Knieen lag und betete zu Gott, so geschah es nicht im Geiste der Liebe, sondern mit einem racheerfüllten Herzen."

„Das klingt ja ganz schaurig und beängstigend," sagte Carmelita erbebend. „Vergebt mir, liebe

Eminenz, und zürnt mir nicht, Ihr seid alle Zeit gut und freundlich gegen mich gewesen und es sollte mich tief betrüben, Euch zu beleidigen und Euch zu kränken. Wahrlich, ich wußte es nicht, zu welchem Zweck man mich hierher führte. Die Gräfin Marconi befahl mir nur, der Nonne zu folgen, und Ihr wißt es, ich bin es gewöhnt, ihren Befehlen unbedingt zu folgen. Sie sagten ja, daß sie meine Mutter sei, obwohl ich bekennen muß, daß sie mich niemals geliebt hat wie eine Mutter, und daher kam es auch, daß ich sie nie als eine zärtliche Tochter geliebt habe, und daß ich sogar jetzt ein so kaltes und verhärtetes Herz in mir fühle, daß die Todesqualen der Gräfin mich nicht einmal mit Kummer und Sorge erfüllen."

„Armes Kind," sagte die Nonne, schwer aufseufzend, „man hat Dich aufwachsen lassen ohne Liebe und ohne Zärtlichkeit, und der Fluch Deiner Geburt hat Dich verfolgt Dein ganzes Leben lang. Möge er zurückfallen auf das Haupt des unnatürlichen Vaters, der feige genug war, Dich zu verleugnen und Dich schutzlos hinauszustoßen in die Welt."

„Nein, Schwester Carmelita," rief das junge Mädchen lebhaft, „sprecht nicht also, seid Ihr nicht eine fromme Schwester? Dient Ihr nicht

dem Gotte der Liebe? Wie könnt Ihr also in Gegenwart eines Kindes seinem Vater fluchen wollen? Nein, ich vergebe meinem Vater von ganzem Herzen, und obwohl ich ihn nicht kenne, und nicht weiß, wo er ist, so liebe ich ihn doch, und kein Wort des Zorns soll gegen ihn von meinen Lippen kommen und kein Wort des Tadels will ich vernehmen. Beachtet das wohl, Schwester Carolina."

„Ihr seht, Eminenz, sie ist von gutem Herzen, und das beweist, daß sie nicht das Herz ihres Vaters geerbt hat, sondern vielleicht das warme, weiche Herz ihrer Mutter, welches freilich in Gram und Leiden längst gebrochen und längst in ihrer Brust begraben ist, obwohl Gott sie verdammt hat, noch lebend auf Erden zu wandeln. Höre nun, Carmelita, was ich Dir zu sagen habe im Beisein des hochwürdigen Kardinals, des allmächtigen Kirchenfürsten."

„Du willst es also," fragte der Kardinal, sich zu ihr neigend mit leiser, hastiger Stimme. „Du willst kein Erbarmen, kein Mitleid haben? Du hast den Muth, diesem jungen Mädchen zu sagen, was die Scham auf Deine Wangen rufen muß und was mich erniedrigt vor ihren Augen?"

„Ich will es," antwortete sie ruhig, „die Stunde der Vergeltung ist gekommen und also

will ich sprechen! Zudem erfülle ich damit den Befehl einer Sterbenden! Denn ich sage Dir, die gute, mildthätige, erbarmungsreiche Gräfin Marconi liegt im Sterben. Du wußtest es nicht, denn diese Frau, welche Dir ein so großes Opfer gebracht, welche Dir so viel Liebe erwiesen, diese Frau ward von Dir vergessen, seit Du ihrer nicht mehr bedurftest. Das ist die letzte Wunde, welche ihr Herz von Dir empfing und sie rächt sich dafür durch diese Sendung, welche sie mir aufgetragen hat. Carmelita, man hat Dir gesagt, daß die Gräfin Deine Mutter sei."

„Ja, fromme Schwester, das hat man mir gesagt, und ich habe immer daran geglaubt, obwohl es mir weh that, eine so kalte und zurückhaltende Mutter zu haben. Und weshalb hätte ich nicht daran glauben sollen? Sie hat für mich gesorgt, so lange ich lebe, das heißt, sie hat für mich bezahlt, sie hat mich als kleines Kind hinausgegeben auf eines ihrer Güter und mich ernähren lassen von einer Bäuerin. Zuweilen kam ich zu ihr auf ihr Schloß und dann durfte ich eintreten in ihre Gemächer; sie nannte mich ihre Tochter und drückte dann zur Begrüßung einen Kuß auf meine Stirn, der aber so kalt war, daß ich davor erschrak. Dann, als ich größer war, gab sie mich in das

Kloster und da blieb ich zehn Jahre lang, und Niemand kümmerte sich um mich und ich hatte geglaubt, die Gräfin Marconi hätte mich längst vergessen, wenn nicht zu jedem Quartal die Pension für mich eingelaufen wäre. Dann, als ich erwachsen war, und die Priorin erklärte, daß meine Erziehung beendet wäre, kehrte ich zurück aus Forli und da fand ich die gute Carolina hier, welche gar freundlich und gütig zu mir war und mich herzlicher begrüßte, wie es jemals meine Mutter gethan. Ja, Eminenz, ihr danke ich die einzige Freude meines Lebens, und jedesmal, wenn mir irgend eine Zerstreuung, ein Vergnügen bereitet ward in den Monaten, welche ich im Palast der Gräfin Marconi verlebte, jedesmal verdankte ich es ihr und ihrer Fürsprache. Doch leider dauerte es nicht lange und schon nach wenigen Monaten schickte man mich wieder fort nach Forli nach dem traurigen Kloster der Klarissinnen und da sollte ich lernen, eine Nonne zu werden. Aber ich sage und bekenne Euch, Eminenz, ich wäre lieber gestorben, als daß ich mich in einer Zelle hätte lebendig begraben lassen. Und wäre nicht der Ruf der Gräfin Marconi jetzt gekommen, die mich an ihr Sterbelager beschied, ich will es Euch bekennen, so wäre ich eines Tages heimlich aus dem Kloster

entflohen. Ich hatte schon Alles dazu vorbereitet, schon meine kleinen Verbindungen angeknüpft und mir einige Freunde erworben, einige muthige, hülfreiche Freunde, die —"

Eine Purpurröthe ergoß sich über ihr Angesicht und erschreckt über ihre eigenen Worte verstummte sie und senkte das Haupt nieder.

„Ein Glück also, daß der Skandal auf diese Weise vermieden ward," sagte die Eminenz nach einer kleinen Pause. „Und als Ihr, Signora Carmelita, zurückkehrtet zu der Gräfin Marconi, Eurer Frau Mutter, da fandet Ihr dort diese Nonne?"

„Ja," erwiderte statt ihrer die Nonne, „da fand sie mich an dem Krankenlager der Gräfin. Sie hatte mich zu sich gebeten und trotz der strengen Ordensregel, welche den Schwestern vom Orden der heiligen Klarissa strenge jeden Verkehr mit der Welt und jedes Verlassen des Klosters verbietet, gestattete mir die Frau Priorin um der großen Geschenke willen, welche die Gräfin Marconi stets dem Kloster dargebracht, dennoch, daß ich zu ihr ginge. Sie gab mir Urlaub für drei Tage, damit ich die Kranke pflege und die Sterbende tröste."

„Und das nennt Ihr Kranke pflegen und einer Sterbenden Tröstung bringen, daß Ihr zu mir kommt in solch' weltlichen Dingen und von

den Todten erwecken wollt, was längst begraben sein sollte: die Erinnerungen an die Vergangenheit?!"

„Ja, also thue ich. Die stehen Todten auf," erwiderte die Nonne feierlich, „und eine Todte ist es, die jetzt zu Dir spricht, eine arme Unglückliche, welche Du lebendig begraben ließest in den kalten Mauern eines Klosters, wie Du eben jetzt auch diese lebendig begraben lassen wolltest, welche die Tochter einer Todten ist!"

„Höre jetzt, Carmelita: Es gab vor zwanzig Jahren hier in Rom ein schönes junges Mädchen, die Tochter eines Fürsten, der zu seinem Glück schon eingegangen war zu seinen Vätern, als sich das begab, was ich Dir jetzt erzählen werde. Die junge Prinzessin lebte von den geringen Zinsen des Kapitals, welches die Mildherzigkeit der reichen Verwandten, welche die Erben der stolzen Lehnsgüter ihres Hauses gewesen, ihr ausgesetzt. Die Leute sagten, sie sei schön und sie mußte es glauben, denn die vornehmen Kavaliere drängten sich, da sie erwachsen war, zu ihr und suchten die arme Fürstin, ihre Mutter, welche sie bisher ganz vergessen hatten, wieder auf in ihrem öden, einsamen und zerfallenen Palaste. Es ward wieder lebendig in den alten Sälen mit den verschossenen seidenen

Tapeten und dem ausgeblichenen Goldzierrath, und man sprach in ganz Rom von der Schönheit der jungen Principessa . . ."

„Man sieht," unterbrach sie der Kardinal mit einem höhnischen Lachen, „man sieht, selbst die todten Weiber sind noch eitel, und vergessen nie, daß sie schön waren, auch wenn sie zu einer Vogelscheuche zusammengeschrumpft sind."

„Ihr habt Recht, Eminenz, Ihr habt Recht, die Weiber vergessen niemals und sie zehren an ihrer Jugend, so lange sie leben," erwiderte die Nonne langsam. „Höre weiter, Carmelita: In dem Hause ihrer Mutter, wo jetzt wieder die vornehme Jugend von Rom sich versammelte, erschienen auch viele hohe Kirchenfürsten, und darunter Einer, der besser, als alle Nobili, als alle Fürsten und Grafen es verstand, das Ohr der jungen unglückseligen Prinzessin zu bezaubern. Er war nicht mehr jung, aber das gab ihm eben die Erfahrung, wie man sich Frauenherzen erobern kann. Er verstand es, zu schmeicheln und zu bethören, außerdem war er klug und schön von Angesicht, trotzdem er mehr als vierzig Jahre zählte. Er gefiel dem armen, schönen, jungen Mädchen besser, als alle die jungen, reichen Freier, die sich um sie drängten und um ihn hätte sie ihr Leben,

ihre Seligkeit hingegeben. Sie gab ihm noch mehr als das, sie gab ihm ihre Ehre. Und ein Tag kam, da sie händeringend zu den Füßen ihrer Mutter lag, und ihr Alles bekannte und gestand. Ihre Mutter im Zorn und Schmerz erhob sich vor ihr und stieß sie von sich und fluchte der unglückseligen Tochter, daß diese besinnungslos zusammenbrach. Und was geschah nun weiter? Als das arme junge Mädchen aus langer Ohnmacht wieder erwachte, fand sie sich gefesselt auf ihrem Lager. Sie wollte schreien, aber das Tuch, welches man ihr in den Mund gestopft, verhinderte sie daran und sie konnte es nicht entfernen, denn beide Hände waren ihr auf dem Rücken gefesselt. So lag sie eine lange, qualvolle Zeit, dann kamen, als die Nacht herein gedrungen war, Menschen in ihr Zimmer und huben sie auf und trugen sie fort. Man brachte sie in einen Wagen, der mit ihr rasch von dannen jagte und sie hinführte in das Kloster der heilgen Klarissa. Dort ward sie in eine Zelle gebracht und die Frau Priorin kam zu ihr und drohte ihr mit harten Strafen, wenn sie etwas bekennen würde von ihrer Vergangenheit, wenn sie das Kloster schände durch die Kunde von der Schmach, welche sie über sich gebracht. Das arme

Mädchen war wie betäubt, und ihr Geist war gebrochen von Entsetzen und vor Jammer. Sie blieb in der Zelle Wochen und Monate lang und sah Niemand, als die taube alte Nonne, welche sie bediente und hörte nichts von der Welt. Und wenn sie klagte und jammerte und schrie um Hülfe und Erbarmen, so strafte man sie dadurch, daß man ihr schlechte Nahrung gab und sie hungern ließ, bis daß sie still ward. Eines Tages genas sie von einem Kinde und wie sehr sie auch jammerte und bat und flehte, man möchte das Kind bei ihr lassen, so war man doch erbarmungslos genug, es ihr zu nehmen. Und sie hörte nichts wieder von ihrem Kinde. Wenn sie fragte, sagte man ihr, es sei gestorben, und die ganze Vergangenheit sei mit ihm hinabgesunken in das Grab. Was soll ich weiter erzählen, Carmelita, die arme Principessa nahm endlich ihr Geschick an, sie ward Nonne, aber sie begehrte, daß man vor ihrer Einkleidung den Kardinal benachrichtigen und ihn bitten lasse, daß er zu ihr komme. Er that es, er hatte Furcht, das Geheimniß von der jungen, verführten Prinzessin könne sonst in die Welt hinausbringen. Er kam zu mir in meine einsame Zelle."

„Zu Euch," fragte Carmelita zusammenschreckend.

„Ihr, Schwester Carolina, Ihr waret die junge, schöne Principessa?"

„Du liesest es nicht mehr in diesen verwitterten Zügen, nicht wahr," antwortete Carolina mit einem traurigen Lächeln. „Der Gram hat meine Jahre verdreifacht und ich bin eine Greisin von neunzig Jahren, obwohl ich deren kaum vierzig zähle. Wir sahen uns also wieder und ich fragte diesen Mann auf seine Ehre, bei der Erinnerung, bei seiner Seligkeit und bei der Strafe Gottes, ob es wahr sei, daß mein Kind gestorben? Ich sagte ihm, wenn er mir nicht die ganze und volle Wahrheit bekenne, würde ich morgen vor dem Altare Gottes laut vor aller Welt die Geschichte meines Jammers erzählen. Er erschrak, denn er ist feige und fürchtet das Urtheil der Welt. Deshalb, um den Skandal zu vermeiden, erzählte er mir Alles. Er sagte mir, daß es in Rom eine andere schöne Frau gebe, welche ihn liebe und welche zu jedem Opfer für ihn bereit sei. Diese Frau hätte erkannt, daß die Principessa Leonida, von der man in der Welt sage, sie sei plötzlich von Trübsinn befallen und habe sich in ein Kloster zurückgezogen mit dem Wunsche und dem Willen ihrer Mutter, daß sie um seinetwillen in das Kloster habe flüchten müssen. Er gestand

ihr Alles und die Gräfin Marconi brachte ihm das größte Opfer, sie nahm sich des Kindes an und duldete es, daß die bösen Leute von ihr sagten: „Dieses Kind sei die verbotene Frucht eines Liebesverhältnisses von ihr selber.“ Sie brachte dem würdigen Kardinal auf diese Weise das höchste Opfer, welches eine Frau dem Manne bringen kann, den sie liebt. Und wie dankte er es ihr? Die Jahre vergingen und nahmen von dem schönen Angesicht der Gräfin Marconi die Jugend und den Liebreiz fort, und sie ward eine alte Frau. Da zog sich der edle Kardinal von ihr zurück, er sah sie seltener und immer seltener, und in den letzten Jahren, da ihr Pflegekind Carmelita nicht mehr bei ihr war, vergaß er sie, wie er die arme Nonne Carolina längst vergessen hatte. Er wußte es wohl, daß sie in ihrer Zelle viele Jahre lang mit ihrer Liebe rang, und jammerte um ihr verlorenes Glück. Es hat niemals sein Herz gerührt, und wenn sie es wagte, Botschaft zu ihm zu senden und ihn zu bitten um Nachricht von ihrem Kinde, so ließ er sie bedeuten, daß sie es nicht wagen solle, sich noch einmal an ihn zu wenden, wenn sie nicht wolle, daß er sie als eine Irrsinnige behandle und in der Zelle der Irrsinnigen Buße thun lasse. Die arme Schwester Carolina

wußte, daß der Kardinal der Mann dazu ist, seine Drohung zu erfüllen und daß er kein Erbarmen und kein Mitleid kennt. Sie schwieg und duldete. Da geschah es, daß die Gräfin Marconi, welcher in früheren Tagen der Kardinal Alles erzählte und Alles gestand und ihr auch gesagt hatte, wo die Unglückliche verborgen sei, daß diese fromme und barmherzige Frau sich meiner erinnerte und sie kam in das Kloster und begehrte, mich zu sprechen. Und die beiden Frauen, die arme Nonne und die verlassene Gräfin weinten zusammen um den Uebelthäter, der ihre Herzen gebrochen und der vor der Welt ein so stolzer und mächtiger Mann sei und vor dem Alle sich so tief beugten. Sie wagten es daher auch nicht, irgend etwas Oeffentliches gegen ihn zu unternehmen, sie duldeten und schwiegen Beide. Jetzt rief die Gräfin, die ihren Tod nahen fühlte, die arme Schwester Carolina an ihr Lager und zu ihr sprach sie gestern Abend, da Carmelita gekommen war: „Gehe mit ihr hin zu ihrem Vater und frage ihn, ob er sie anerkennen will als seine Tochter und ob er sühnen will, was er Böses gethan an ihr und mir, ob er der Vormund des armen verlassenen Kindes sein und so wenigstens seine Pflicht an ihr erfüllen will, wenn er sich auch nicht ihren Vater nennt.

Dies frage ihn, Carolina, und zeige ihm seine Tochter und erzähle Carmelita in seinem Beisein die Geschichte der Vergangenheit." Nun bin ich hier, um zu thun, was die sterbende Frau mir geboten, und ich frage Dich in ihrem und in meinem Namen: „Willst Du Deine Tochter anerkennen?"

Eine Pause trat ein. Die großen flammenden Augen des jungen Mädchens waren mit einem Ausdruck unaussprechlicher Angst auf das kalte, strenge Angesicht des Kardinals geheftet und mit angehaltenem Athem lauschte sie auf seine Antwort, während das bleiche Antlitz der Nonne mit kaltem, ruhigem Ausdruck ihm zugewandt war.

„Du antwortest nicht," sagte sie nach einer Pause, „ich wiederhole Dir meine Frage: willst Du Deine Tochter Carmelita anerkennen?"

Ein Schrei ertönte von den Lippen des jungen Mädchens, sie sprang auf und stürzte nieder zu den Füßen der Nonne und barg ihr Haupt an ihren Knieen. „Oh, meine Mutter, meine arme unglückselige Mutter! Jetzt begreife ich Deinen Jammer und Deine Qual, denn dieser Mann ist ohne Herz und ohne Erbarmen und ich war ein sehr thörichtes Kind. Ich sagte vorher, daß kein Wort des Zorns von Deinen Lippen tönen solle, daß

ich ihn lieben wolle und mich nach ihm sehnen. Oh, Vergebung, meine Mutter, Vergebung."

„Armes Kind," sagte die Nonne mitleidsvoll, indem sie das junge Mädchen emporzog an ihr Herz. „Armes Kind, wie beklage ich Dich, einen solchen Vater zu haben und eine so unglückselige Mutter. Aber Du sollst nicht zu Grunde gehen, Du sollst nicht leiden, wie ich gelitten habe, und hier in der Gegenwart dieses Mannes ohne Herz und ohne Erbarmen schwöre ich Dir, es soll ihm nicht gelingen, Dich lebendig einzusargen, wie er es mit mir gethan."

„Ich möchte wissen, woher Du die Macht nehmen wolltest, das zu verhindern," erwiderte der Kardinal achselzuckend. „Nimm an, daß ich mich dennoch bequemte, mich als den Vater dieses jungen Mädchens zu bekennen, nun, alsdann hätte ich auch die Rechte eines Vaters und könnte meiner Tochter gebieten, zu thun, was ich verlange."

„In allen rechtlichen Dingen ja," erwiderte Carmelita mit flammenden Augen, indem sie, stolz aufgerichtet, sich dem Kardinal gegenüberstellte. „Ich würde, wie es meine Pflicht ist, meinem Vater gehorchen in allen rechtlichen Dingen, nur nicht in dem, was meine Seligkeit und mein Leben betrifft. Wenn Du mich zwingen wolltest, eine

Nonne zu werden, nun wohl, so würde ich öffentlich vor dem Altar noch meinen Protest aussprechen, und ich würde Mittel finden, zu dem heiligen Vater zu dringen und ihm Alles zu bekennen."

„Ereifere Dich nicht, Carmelita," erwiderte der Kardinal ruhig. „Wenn es Dir beliebt, die romantische Geschichte der wahnsinnigen Nonne hier zu glauben, nun wohl, so folge darin Deinem märchenhaften romantischen Sinne. Mich aber laß in Frieden, ich will nichts zu schaffen haben mit den Gaukeleien einer verrückten Nonne und der Rachsucht einer alten Kokette. Mich berührt das nicht und Ihr sollt wissen, daß der Kardinal sich nicht fürchtet vor dem Geschwätz und den Verleumdungen der Welt. Ich habe nichts zu schaffen mit Dir, Carolina, und die Pflegetochter oder natürliche Tochter der Gräfin Marconi kümmert mich ganz und gar nicht. Ich war ihr Freund und Gönner, weil ich der Freund der Gräfin Marconi war. Die Gräfin ist todt, was kümmert mich ihr nachgelassenes, natürliches Kind!"

„Dies ist Dein letztes Wort?" fragte die Nonne, die großen, glanzvollen Augen mit einem Ausdruck finsteren Hasses auf ihn gerichtet.

„Ja, es ist mein letztes Wort," erwiderte der

Kardinal ruhig und stolz. „Ja, es ist mein letztes Wort. Thut nun, was Euch beliebt, ich werde mich schon zu wehren wissen gegen die Verleumdungen toller Weiber und wahnwitziger Nonnen. Das merkt Euch und nun lebt wohl. Ich habe nicht länger Zeit, auf das müßige Geklatsch zu hören. Lebt wohl."

„Und es ist wirklich Euer Ernst, Eminenz," fragte Carmelita mit schmerzvollem Ausdruck. „Ihr wollt mich wirklich so von Euch scheiden sehen. Saget mir, daß Ihr nicht mein Vater seid, es wird eine Wohlthat, ein Segen für mich sein, verleugnet mich, wenn Ihr es könnt. Beim allmächtigen Gott, der bei uns ist in dieser Stunde, flehe ich Euch an, saget mir, daß Ihr nicht mein Vater seid, und ich will Euch segnen und für Euch beten mein Leben lang!"

Der Kardinal schwieg und schaute sie an mit ernstem, kaltem Blick.

„Du siehst es wohl, Carmelita," sagte die Nonne nach einer langen Pause, „er vermag nicht zu thun, was Du verlangst, Du hast ihn beschworen bei dem allmächtigen Gott, und vor dem Zeichen des heiligen Geistes erschrecken selbst die bösen Geister und die Teufel."

„Mein Vater, mein Vater, habe doch Erbar-

men!" rief Carmelita mit hervorstürzenden Thränen. „Gieb mir zum mindesten Deinen Segen, gieb mir einmal Deine Hand und küsse zum letzten Male meine Stirn!"

Sie stürzte zu ihm hin mit weit geöffneten Armen, er aber stieß sie mit einer heftigen Bewegung zurück.

„Sagte ich Euch nicht, Carmelita, daß Ihr nicht glauben solltet an das Märchen einer wahnwitzigen Nonne?!"

„Gut, ich bin zu Ende. Lebt wohl, Eminenz, Gott möge geben, daß wir uns niemals wiedersehen."

„Komm, Carmelita," sagte die Nonne ruhig. „Mein Geschäft bei diesem Manne ist beendet. Es erwartet uns eine Sterbende und begehrt die Botschaft zu empfangen, die ich ihr bringen werde, um darnach zu handeln und ihren letzten Willen zu vollführen. Komm!"

VIII.

Verflucht.

Es schien, als sollte dem Kardinal heute gar keine Muße, gar kein Ausruhen gegönnt sein, denn kaum hatte sich die Thür wieder hinter den beiden Frauengestalten geschlossen, so erschien Luigi schon wieder, um diesmal mit gar feierlicher und gewichtiger Miene Seine Excellenz den französischen Botschafter, Graf d'Harcourt, zu melden. „Seine Excellenz bitten um Entschuldigung, daß sie Seine Eminenz schon wieder in Anspruch nehmen, allein ein Telegramm, sagte Excellenz, sei aus Paris angekommen und die Angelegenheit daher dringend.“

„Wohl denn,“ sagte der Kardinal mit einem leisen Seufzer, „bitte Seine Excellenz, zu mir einzutreten.“

„Eminenz," meldete Luigi weiter, „es ist draußen zugleich der Pater Matthias erschienen und wünschen Seine Eminenz zu sprechen."

Er sagt das mit besonderem Nachdruck, denn er weiß wohl, in welcher hohen Gunst der Jesuitenpater nicht blos bei dem Kardinal, sondern auch bei dem Papste steht, und daß sicherlich der Pater Matthias den Vorrang haben wird vor dem französischen Botschafter. Und er hat sich nicht getäuscht. Der Kardinal befiehlt ihm, Seine Excellenz in den kleinen Wartesaal zu führen und auf einige Minuten um Entschuldigung zu bitten, den Pater Matthias aber sogleich durch die kleine geheime Thür eintreten zu lassen.

Der Kardinal ging Matthias hastig entgegen, wie er in das Kabinet eintrat, reichte er ihm seine Hand dar und grüßte ihn mit einem freundlichen Lächeln und einem hastigen Neigen des Kopfes.

„Sie bringen üble Nachrichten, Freund?"

„Nein, Eminenz. Ich bringe nur von Seiner Heiligkeit die Aufforderung, daß Seine Eminenz sich sogleich zu ihm bemühen möchten, er hat mit Ihnen zu sprechen."

„Wissen Sie, was er zu sprechen hat, Ehrwürden?"

Matthias lächelte und nickte ihm zu.

„Das, was wir Beide wünschten, daß er mit Ihnen sprechen solle. Er hat Ihnen zu sagen, daß er Strenge walten und nicht nachlassen will im Zorn und in der Strafe gegen die Bösen."

Sie sahen sich Beide an und nickten sich zu und ein zufriedener Ausdruck war in ihren Mienen.

„Wie war die Fahrt?" fragte der Kardinal nach einer Pause.

Matthias lächelte wieder.

„Alles nach Wunsch, Eminenz. Wir hatten es überall verkünden lassen, daß der Papst eine Ausfahrt halten wolle durch die Straßen Roms und daß er dringend wünsche, die gläubige Bevölkerung möge auf seinem Wege sich einfinden und ihn begrüßen und ihre Liebe und Anhänglichkeit beweisen. Das hatte nun auch die natürliche Folge, daß die Römer überall zu finden waren, nur nicht auf den Wegen, die wir hatten angeben lassen, auf den Wegen, auf denen der Papst dahinfuhr. Es war eine eclatante Demonstration. Der Corso war vollkommen leer, kein anständiger Mensch auf den Straßen zu sehen. Nur die Bettler von Trastevere in ihren Lumpen lagen auf beiden Seiten und brüllten ihre Evviva, welche diesmal dem Papste eine unangenehme Musik schienen. Selbst auf

dem Monte Pincio, obwohl es die Zeit war, wo die französische Musik aufzuspielen pflegt, war es heute leer, und die wenigen Equipagen, welche da hielten, fuhren rasch von dannen, als der Wagen des Papstes auffuhr."

Der Kardinal nickte hastig.

„Die Situation muß allerdings eine unangenehme gewesen sein für den heiligen Vater," sagte er halb spöttisch, halb mitleidig.

„Ja, sehr unangenehm, und die Wolke auf der Stirn Seiner Heiligkeit ward mit jedem Moment düsterer und seine Lippen zitterten vor Zorn."

„Ihr glaubt also wirklich, mein theurer Bruder und Gehülfe im Weinberge des Herrn, Ihr glaubt, daß dieses Manöver eine gute Wirkung haben wird?" fragte der Kardinal.

Pater Matthias neigte das Haupt.

„Der Papst ist ein Mensch und fühlt sich verletzt in dem, was dem Menschen am wehesten thut, in seiner Eitelkeit," erwiderte er. „Ich habe ihm außerdem gesagt, wer allein die Schuld trage an dieser Stille und dieser Oede, welche das Herz des Papstes so sehr verletzt. Ich habe ihm gesagt, daß die Guten und Getreuen sich nicht mehr sicher fühlten, und daß die Christen fliehen möchten vor dem Antichristen, worunter ich natürlich den König

Victor Emanuel verstand und es dem Papst auch sagte. Ich meldete ihm, daß der König Victor Emanuel, von seiner Umgebung und seinem Volke gedrängt, sich bereit mache, gegen Rom zu marschiren und daß die Gläubigen daher den Zorn des zukünftigen Königs von Rom fürchteten, wenn sie dem Papst zu sehr ihre Sympathien zeigten."

„Sehr gut! Sie sind ein großer Diplomat und Politiker und außerdem ein großer Menschenkenner," sagte der Kardinal mit einem freundlichen Nicken seines Hauptes.

„Ich bin in der Schule Eurer Eminenz gebildet," sagte Matthias, sich verneigend. „Alles Gute, was ich thun kann, ist nur das Dankopfer eines Schülers gegen den Meister, das ich Ihnen darbringe, Eminenz."

„Ihr seid zu bescheiden, mein Freund," lachte der Kardinal. „Ihr waret einst mein Schüler, doch jetzt will es mich bedünken, daß der Meister von seinem früheren Schüler lernen könne. Und ich lerne gern und freue mich Eurer Klugheit und Eurer Meisterschaft. Also meint Ihr denn, daß das Herz des Papstes, welches durch die dringenden Vorstellungen des französischen, wie des österreichischen und preußischen Hofes sich erweichen

lassen sollte, nun wieder zurückgekehrt sei zu seiner Strenge und Entschlossenheit?"

„Ich bin davon überzeugt, Eminenz," erwiderte Matthias mit fester Stimme. „Besonders, wenn wir die Zeit benutzen, da die Wunde, welche der Papst heute erhielt, noch schmerzt und brennt. Heute zum mindesten wird der Papst keinen Vorstellungen zur Milde Gehör geben. Er ist entschlossen, zu strafen und sich zu zeigen als der Oberhirte der Kirche."

„Das ist gut und förderlich," sagte der Kardinal, leise das Haupt wiegend. „Ich weiß, daß dieser italienische Gesandte wieder in den nächsten Tagen eine Audienz von Seiner Heiligkeit erflehen wird, um Nachsicht und Vergebung zu erhalten. Denn der schwere Bann, den Seine Heiligkeit gegen ihn geschleudert, bedrückt doch das leichtfertige Herz des Re Galantuomo, und er möchte Frieden und Vergebung erlangen. Das aber darf nicht sein, denn es wäre unwürdig Seiner Heiligkeit und es würde seinem Ansehen und seiner Erhabenheit schaden. Wir müssen im Gegentheil danach trachten, daß Seine Heiligkeit festhält in unerbittlicher Strenge an dem, was er gesprochen."

„Das müssen wir," bestätigte Matthias mit

feierlicher Stimme. „Nicht von Vergebung darf die Rede sein, sondern nur von Unterwerfung. Ein neues Canossa muß vor der erstaunten und zweifelnden Welt erstehen, und Buße thun muß dieser aufrührerische und rebellische König vor dem Papste, dem Beherrscher der Christenheit. Ja, es muß klar werden vor aller Welt, daß der Stellvertreter Christi immer noch das Oberhaupt aller Völker und aller Fürsten ist. Und dies ist unser heiliges Bestreben, und dies ist, wie Eures, auch unseres Ordens heiligstes Gesetz, daß die Macht des Papstes und der Kirche sich aufraffen, sich erhöhen soll vor aller Welt, und daß die Kirche wieder die Herrin werde der Menschen. Solches aber erlangt man nicht durch Vergebung und Milde, sondern nur durch Strafe und Strenge."

„Wohl gesprochen," sagte der Kardinal, leise das Haupt neigend. „Thoren sind diejenigen, welche da vermeinen und sagen: Es zieme dem Statthalter Christi, zu vergeben und sich in Demuth und Milde den Umständen zu fügen. Nicht dies ist meine Ansicht und also müssen wir dem Papste sagen: „Die Strenge nur führt zum Ziele und nur das Zusammenhalten aller unserer Kräfte dient zur Stärkung und zur Erhebung der Kirche."

Dazu wollt Ihr mir Eure Mitwirkung geben, Freund und Gefährte, Eure und die Mitwirkung Eures Ordens, wie ich Euch die meine gebe. Denn, sagt es selbst, gälte es nicht ein so hohes und so erhabenes Ziel, würde ich dann nicht Grund haben, mit eifersüchtigen Augen auf Euch zu sehen, auf Euch, die Väter von der Gesellschaft Jesu, welche mit jedem Tage mächtiger werden und mehr Einfluß gewinnen über das Herz Seiner Heiligkeit? Aber ich freue mich dieses Einflusses, denn Ihr seid meine Freunde und Brüder und wir streben Alle mitsammen nach dem höchsten und erhabensten Ziel, nach dem Ziele, die Kirche wieder empor zu heben aus ihrer Erniedrigung und den Papst wieder aufzurichten, als den höchsten Herrscher der Gewissen. Und dazu wollen wir Beide wirken mit allen Mitteln und aller Kraft. Ist es nicht so, Ehrwürden?"

„So ist es," erwiderte Matthias, die dargereichte Hand des Kardinals fest in der seinen drückend. „Der Kirche Macht und Ansehen auch durch unseren Orden, die höchste Gewalt ihr wieder erobernd, dazu kein Mittel scheuen und immer eingedenk sein des großen Wortes, welches der heilige Loyola gesprochen: „Der Zweck heiligt die

Mittel. Und Alles, was wir thun, thun wir um Gottes und der Kirche willen."

„Ja, um Gottes und der Kirche willen," wiederholte der Kardinal. „Wir zusammen werden stark sein, der ganzen Welt zu trotzen. Und ich meine, es bedarf solchen Trotzes, denn die Welt wird bald in Flammen stehen wider uns und die Völker werden sich auf's Neue bekriegen. Ich sehe Wolken vor uns aufsteigen rings am Horizont und nicht lange, so werden sie zu einem drohenden Gewitter sich einen und es wird sich entladen, über uns so wohl, als über Frankreich. Doch davon sprechen wir ein anderes Mal. Jetzt kommt es darauf an, daß wir uns bereit machen, dem Ungewitter zu trotzen und mit offenen Augen und mit offenen Ohren der Zukunft entgegengehen!"

„Darf ich Seiner Heiligkeit die Meldung machen, daß Eure Eminenz kommen?" fragte Matthias, nach der Thüre hinschreitend.

„Ja, Freund, thun Sie das und bereiten Sie Seine Heiligkeit darauf vor, daß der französische Botschafter wahrscheinlich mit mir kommt und eine Audienz begehren wird. Schüren Sie das Feuer und helfen Sie mir, dem guten, alten Mann die Energie und Entschlossenheit zu geben, welche

die Schwäche seines Alters zuweilen vermissen läßt. Also auf Wiedersehen, Freund, möge der heilige Geist uns beistehen und unser Bemühen segnen."

Er grüßte den Pater mit einem Wink seiner Hand und begab sich in den kleinen Empfangssaal, in welchem ihn der französische Botschafter erwartete.

IX.

Der Brief Louis Napoleon's.

„Es ist gut, daß Du kommst," rief der Papst dem eintretenden Kardinal entgegen, „denn ich habe Wichtiges mit Dir zu reden!"

Er wollte sich von seinem Sessel erheben, aber der Kardinal eilte mit jugendlicher Behendigkeit herbei, und indem er Pius sanft auf den Sessel niederdrückte, beugte er vor ihm das Knie und neigte das Haupt so tief, als wolle er den Pantoffel des Papstes küssen.

„Was thust Du, mein Sohn," sagte Pius hastig, indem er ihm die Hand darreichte. „Küsse den Ring des heiligen Petrus, aber beuge Dich nicht in den Staub vor mir, denn Du weißt es und Du darfst es wissen, daß der arme Pius doch nur ein staubgeborner, irdischer Mensch ist, der Geringsten Einer und Du sollst Dich nicht vor

ihm beugen, denn Du stehst mir am nächsten und kennst meine menschlichen Schwächen, denn gar oftmals bist Du es, welcher mich stützen und aufrichten muß. Und also, weil Du vor allen Anderen mein menschlich Sein kennst, so sollst Du Dich vor dem Menschen nicht beugen. Küsse den Ring des heiligen Fischers und dann erhebe Dich, mein Freund und Rathgeber und gieb meinem Herzen Trost, und stärke mich mit Deinem Rathe."

„Wie könnte der heilige und große Vater, den ich nicht nur liebe als den Statthalter Christi, den Stellvertreter des heiligen Fischers Petrus, sondern als meinen geistigen und leiblichen Vater, wie könnte der jemals des Raths bedürfen seines unterthänigen Knechtes und auch wie könnte er des Trostes bedürfen. Von Gott kommt dem edelsten und besten der Menschen, da Du doch willst, heiliger Vater, daß ich Dich als Mensch betrachten soll, von Gott kommt Dir aller Rath und auch aller Trost. Mit ihm stehst Du in nächster und innigster Verbindung, und keine Staffel ist zwischen Dir und Gott. Der Nächste bist Du seinem Thron, der Erleuchtetste und Begnadigtste der Menschen. Also ich beuge in Demuth vor Dir meinen Geist und mein Herz, und ich bete in Dir an die verkörperte Heiligkeit und Weisheit."

Es zog ein sanftes Lächeln über das trübe Angesicht des Papstes, und die Melodie der schmeichlerischen Stimme und der begeisterten Worte that seinem Ohre wohl, wie es schien. Er neigte sanft sein Haupt und grüßte den Kardinal mit einem innigen Blick seiner großen, braunen Augen.

„Es ist Balsam für mein armes, gekränktes Herz, Dich sprechen zu hören," sagte er.

„Und wer hat es gewagt, dieses edle, große Herz zu kränken," fragte der Kardinal, indem er sich leise in den Sessel niedergleiten ließ, der neben dem Fauteuil des Papstes stand. Wer hat es gewagt, den heiligen Märtyrer des Glaubens und der Kirche auf's Neue zu betrüben und zu kränken?"

„Gewagt?" wiederholte der Papst. „Was gäbe es wohl, was diese Ungläubigen nicht wagten, wenn es gilt, die Kirche zu verhöhnen und den Stellvertreter Christi zu demüthigen. Ach, mein Sohn, diejenigen, welche da vermeinen, der Papst sei nicht bloß das Oberhaupt der Kirche, sondern auch ein Fürst auf Erden, die irren sich gar bitterlich. Ein Knecht bin ich, ein Knecht des Unglücks, und der Geringsten Einer ist mächtiger, als ich. Du küssest den Ring des Fischers, und ich gedenke dabei des unseligen Papstes, Alexander VI. Auch zu ihm sprach der Erlöser, wie er gesprochen

hat zu dem heiligen Petrus, seinem Jünger: „Du sollst Menschenfischer werden.“ Und es erfüllte sich an ihm auf grausige und entsetzliche Weise dieses Wort Christi! Am Ufer des Tiber stand eines Tages der unglückselige Papst und da schwamm auf den dunklen Fluthen eine bleiche blutige Gestalt heran. Der Papst erkannte sie, es war sein eigener Sohn, welchen sein Oheim Cäsar Borgia, der Bruder des Papstes, getödtet hatte. Und Alexander zog ihn mit eigener Hand aus dem Wasser an das Land, er kniete neben der Leiche nieder und jammerte zum Himmel auf: „Also hat sich das Wort Christi an mir erfüllt, und Menschenfischer bin ich geworden, und den Sohn meines Leibes und meines Herzens, den habe ich mir aus den Fluthen herausgefischt.“ Nun siehst Du, mich dünkt, also ergeht es auch mir. Die Söhne meines Herzens und meines Leibes, die habe ich mir als Leichen aus dem Tiber gefischt, denn der Vater soll ich doch sein der ganzen Christenheit und auch die verlornen Söhne bleiben immer doch meine Söhne, und ich stehe jammernd am Ufer. Ich nenne mich einen Menschenfischer und es sind doch nur Leichen, welche ich mir aus dem Wasser fische.“

„Nein, heiliger Vater, Du sprichst nur so in der Stunde der Trübsal und der augenblicklichen

Trauer," sagte der Kardinal mit fester Stimme. „Das lebendige Leben ist es, welches Du als der wahre Menschenfischer hervorholest aus den Fluthen und es aufleuchten lässest über dem Abgrund, in welchen die sündige Menschheit gesunken ist. Ohne Dich würde der Segen und der Frieden und das Heil der Welt freilich für immer hinabgesunken sein in den schwarzen Tiber, welcher einstens schon so viel Märtyrerblut getrunken hat, aber Dein Wort strahlt hoch über dem Wasser und Menschenfischer heißest Du deshalb, weil Du die Hinabgesunkenen erlösest durch Dein Wort und durch Deine himmlische Kraft. Freilich muß dieses Wort streng sein und nicht mit Liebe kannst Du regieren und die brennenden Wunden der Sünde heilen, wie es sonsten wohl Deinem edlen und milden Herzen willkommen wäre. Strenge allein versöhnt. Schrecken mußt Du die Bösen, damit sie in sich gehen und das Haupt beugen und demüthig werden in zitternder Furcht vor dem ewigen Unheil, welches Dein Zorn ihnen bereiten wird."

„Du hast Recht, und ich fühle, daß es also sein muß," sagte der Papst mit trauriger Stimme. „Ich möchte wohl Liebe künden und Vergebung, aber ich muß Dir Recht geben, die Liebe wird verhöhnt, und nur den Zorn verstehen sie zu be-

greifen, und nur vor ihm erzittern sie. Also soll das Wort des Zorns von meinen Lippen ertönen und ich will den Bösen wiederholen, was ich ihnen schon gesagt in meiner Encyclica vor zwei Jahren in dieser Quanta cura, von welcher die Gottlosen und die Bösen freilich gewagt haben zu behaupten, daß sie zu streng sei und zu hart. Ja, Milde wollen sie für ihre Sünden, aber Milde üben wollen sie selber nicht. Vergebung wollen sie für ihre Verbrechen und Schonung für ihre menschlichen Gebrechen, sie selber aber wollen sich die Vergebung nicht verdienen durch gute Thaten und nicht zerknirscht in sich gehen in Demuth. So soll denn der Syllabus, welchem ich der Encyclica beigefügt, bestehen bleiben, und ich will nicht zurücknehmen, was ich gesagt habe. Will es nicht thun, obwohl Frankreich trauert und Italien zittert, obwohl die Deutschen in ihren Zeitungen und Pamphleten wider mich schreiben, und ihre Fürsten sich erlauben, mir Rath ertheilen zu wollen. Ich will nicht zurücknehmen, sage ich, und die vierundachtzig Sätze meines Syllabus sollen bestehen bleiben in der Welt, und sollen endlich diesen bösen und Gott verfluchten Menschen, der es wagte, sich den König von Italien

zu nennen, herniederziehen in den Staub zu meinen Füßen."

„Gedankt sei Gott, und gepriesen sei der Papst auf Erden, daß ich ihn also sprechen höre," rief der Kardinal mit begeistertem Ausdruck. „So gleichst Du, o heiliger und erhabener Vater, dem großen Sixtus dem Fünften, der auch nicht wankte und nicht zagte den Bösen gegenüber und sich nicht einschüchtern ließ von den Mächtigen. Ihm war es vergönnt, den wankenden Stuhl Petri zu besteigen und zu seinen Füßen niederzubeugen die hochmüthigen, weltlichen Fürsten Europa's, und also mußt auch Du mit Deiner Kraft und Deiner unnachsichtlichen Strenge die Bösen endlich bezwingen, und sie werden sich beugen zu Deinen Füßen, wie der Antichrist sich beugt vor dem heiligen Zeichen des Kreuzes. Nicht nachlassen in Strenge, anhalten in Festigkeit, und den Syllabus, den Du in Deiner Weisheit gegeben, und Dein „Quanta cura" etc., welches große Wort zu der zitternden Welt gesprochen hat, aufrecht zu erhalten. Dies ist der heilige Wille und die heilige Pflicht des erhabenen Vaters der Christenheit. Weil ich Dich also fest und entschlossen sehe, o heiliger Vater," fuhr er fort, „so zage ich auch nicht, Dir zu melden, daß der französische Botschafter in ehrerbietigster

Unterthänigkeit eine Audienz von Dir erfleht, und daß ich ihn mitgebracht habe in den Vatican. Er harrt draußen im Vorsaal Deines Bescheides, ob er eintreten darf."

„Was will er von mir?" fragte der Papst unwillig. „Es ist lange her, daß ich den Botschafter dieses Kaisers der Franzosen mit freudigem Herzen willkommen geheißen, und sein Anblick erregt mir seit langer Zeit nur Unwillen und Mißstimmung. Was will denn dieser Herr Graf d'Harcourt?"

„Er ist ermächtigt von Seiner Majestät, vom Kaiser der Franzosen," erwiderte der Kardinal mit einem spöttischen Lächeln, „ermächtigt von diesem Manne, der sich den ältesten Sohn der Christenheit nennt, zu Dir zu sprechen und unmittelbar von seinem Herrn eine Botschaft zu Dir gelangen zu lassen."

„Nun denn, so laß ihn eintreten," sagte der Papst mürrisch. „Wahrlich, ich bin gerade in der Stimmung, fest und ohne Rückhalt diesem Herrn Botschafter meine Ansicht mitzutheilen und Antwort zu geben auf das, was er mir zu sagen hat."

Der Kardinal verbeugte sich und ging dann geräuschlosen Schrittes durch das weite Gemach nach der Portière hin, welche die Thüre des Vor-

saales verhüllte. Er schlug sie zurück, öffnete leise die Thür und winkte mit erhobener Hand hinein, blieb dann neben dem zurückgeschlagenen Vorhang stehen und verneigte sich vor dem französischen Gesandten, dem Grafen d'Harcourt, als er in das Gemach eintrat.

„Seine Heiligkeit will die Gnade haben, Sie anzuhören, Graf," sagte er, indem er dem Grafen die Hand darreichte und ihn hinführte zu dem Sessel, auf welchem der Papst mit hoch erhobenem Haupte saß und mit strengem Blick dem Gesandten entgegenschaute. Er ließ es geschehen, daß der Graf sich vor ihm auf das Knie beugte, und er wehrte ihm nicht, als er tiefer das Haupt neigte, um das goldgestickte Kreuz auf dem Pantoffel des Papstes zu küssen. Sonst hatte er diese Ceremonie der Demüthigung niemals von dem französischen Botschafter entgegengenommen, hatte immer ihm seine Hand zum Kusse dargereicht, heute schien es ihm eine besondere Genugthuung, den französischen Herrn so tief gedemüthigt vor sich zu sehen und in ihm seinen Herrn, den Kaiser, zu demüthigen.

Der Graf fühlte das wohl und es machte ihn innerlich trotzig und verstimmt und gab ihm den Muth, frei und ohne Rückhalt das zu sagen, was er beauftragt war, im Namen des Kaisers zu

melden. Er erhob sich rasch, ohne die Erlaubniß des Papstes abzuwarten und stand nun aufrecht vor Seiner Heiligkeit da.

„Ich bitte im Namen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen Eure Heiligkeit, zuerst die unterthänigsten und freundschaftlichsten Grüße meines Souverains ausrichten zu dürfen," sagte er mit fester, ruhiger Stimme.

„Zuerst," betonte der Papst, leise das Haupt neigend. „Nun, da ich diesen Gruß empfangen und entgegengenommen habe, wollen Sie zu dem eigentlichen Zweck der Audienz übergehen. Sprechen Sie. Was ist es?"

„Seine Majestät der Kaiser ermächtigt mich, noch einmal zu Seiner Heiligkeit dem Papst zu sprechen von der Quanta cura, welche in der ganzen Welt so viel böses Blut gemacht und so viel Uebles angerichtet hat."

„Oh still," unterbrach ihn der Papst unwillig. „Es geziemt den Menschen nicht, seien sie Fürsten oder Knechte, eine Kritik zu üben über das, was der Papst, als der Stellvertreter Christi, kraft seines heiligen Amtes gesprochen hat. Kritisirt da draußen in Euren Blättern und Journalen, aber laßt mich hier in meiner eigenen Residenz nicht Eure unwürdigen Urtheile vernehmen."

„Ich bitte um Gnade, heiliger Vater, doch bin ich durch mein Amt und durch Befehl meines gnädigen Herrn dazu gezwungen, noch einmal von dieser unglückseligen Angelegenheit zu sprechen. Der Syllabus mit seinen vierundachtzig Sätzen, welcher Alles verdammt, was wir in der Welt an Kultur und Bildung, an Freiheit und Fortschritt besitzen, ist zur Verdammniß und zum Fluch geworden, nicht blos für die, welche er verdammen will, sondern, Eure Heiligkeit mögen es mir vergeben, sondern für die Kirche und ihre Vertreter selber! Es spricht aus diesen harten Worten der Verdammniß nicht christliche Milde und Erbarmen, sondern es spricht daraus menschlicher Zorn und menschliche Härte. Deßhalb geschah es und mußte es geschehen, daß die Veröffentlichung der vierundachtzig Sätze des Syllabus in Frankreich verboten ward -- und deßhalb, so bin ich beauftragt von Seiner Majestät dem Kaiser der Franzosen, es Eurer Heiligkeit zu sagen, deßhalb kann, so sehr es das gläubige und kindliche Herz Seiner Majestät auch betrübt, derselbe nicht eingehen auf die Wünsche Seiner Heiligkeit und das Verbot, welches ausgesprochen ist gegen den Syllabus, nicht aufheben."

„Nicht aufheben?" wiederholte der Papst zornig. „Das heißt, er will sich auflehnen gegen mich,

gegen die Kirche, gegen das göttliche Gebot. Er will sich auflehnen gegen den, welcher der Stellvertreter Christi ist auf Erden und unfehlbar ist kraft seiner Stellvertretung!"

„Vergebung, heiliger Vater, unfehlbar ist kein Mensch auf Erden," wiederholte Graf d'Harcourt mit fester Stimme, „und auch der Stellvertreter Christi ist ein Mensch und kann fehlen. Noch einmal flehe ich um Vergebung, daß ich es sagen muß, — aber dieser Syllabus erscheint als menschlicher Fehler, welchen die Schlechtigkeit Eurer Feinde und der menschliche Zorn das sonst so milde und sanfte Herz Eurer Heiligkeit geschrieben haben. Doch flehe ich im Namen meines Kaisers, im Namen meiner selbst, im Namen der ganzen Christenheit, welche gläubig ist und sich vor Eurer Heiligkeit beugt, flehe im Namen der Menschheit selber: nehmt zurück, heiliger Vater, was Ihr im Zorn gesprochen, übet Vergebung und Milde und sagt es der Welt, welche Euch entgegenjauchzen wird, sagt es der Christenheit, welche zitternd und wankend herüberschaut nach Rom, sagt es ihnen Allen: Ich war zu hart, und nachdem ich gezürnt habe, will ich Vergebung üben."

„Ihr wollt mir Rath geben," sagte der Papst, als der Graf in tiefer Bewegung vor ihm wieder

auf das Knie niedersank und flehend zu ihm aufschaute. „Mir, dem Stellvertreter Christi, unterfängt sich der Kaiser der Franzosen, der sündige und irrende Mensch, Rath ertheilen zu wollen? Und wenn ich diesen Rath nun zurückweise, was dann?“

„Heiliger Vater,“ erwiderte der Graf, fast beschämt über seine eigene Bewegung, sich rasch von seinen Knieen erhebend, „heiliger Vater, was dann geschieht, ist traurig, zu melden und zu erklären. Alsdann, so bin ich beauftragt zu sagen, sieht sich der Kaiser der Franzosen zu seinem eigenen Schmerz doch gezwungen, die Hülfe und den Beistand, welche er bisher Eurer Heiligkeit geleistet, aufhören zu lassen. Eure Heiligkeit wissen es wohl, daß nur die Anwesenheit der französischen Soldaten die gährenden Elemente, welche hier in Rom ihren eigentlichen Heerd haben, niederhalten und unterdrücken, und daß, sobald die französischen Regimenter hier nicht mehr anwesend sind, die Rebellion ausbrechen und den Thron Seiner Heiligkeit, den nichts mehr schützt und hält, zertrümmern wird.“

„Meint Ihr das?“ fragte der Papst mit zornblitzenden Augen. „Meint Ihr wirklich, Ihr armseligen Menschenkinder, daß Ihr meinen Thron mit Euren Bajonetten festhaltet und stützt? Wisset

Ihr nicht, daß der Stuhl Petri fest steht, wie ein Fels im Meer und daß nichts ihn wanken macht, nichts, als Eure eigene Schwachheit? Ihr gerade," fuhr er fort, indem er sich mit einer zornigen Bewegung aus seinem Lehnstuhle aufrichtete und, die beiden Arme auf die Lehnen gestützt, sich stolz erhob, „Ihr gerade, Ihr unwürdigen, in Sinnenlust und Eitelkeit befangenen Franzosen, Ihr seid es, welche meinen Thron zittern machen, Ihr mit dem unwürdigen und schmachvollen Beispiel, welches Ihr der Menschheit gebt, Ihr erschüttert den Glauben, und von Frankreich her kommt das Unheil über die Welt!"

„Heiliger Vater," rief der Graf erbleichend, „also lohnt der Papst dem Kaiser der Franzosen!"

„Dem Kaiser der Franzosen?" wiederholte der Papst, stolz sein Haupt zurückwerfend. „Was ist mir dieser Mann und wie kann er es wagen, sich gegen mich erheben zu wollen, er, der Alles doch nur ist durch meine Gnade, er, den ich vernichten könnte mit einem einzigen Wort!"

„Ich bitte Eure Heiligkeit," sagte der Graf mit zitternden Lippen und nur mühsam seinen inneren Zorn bekämpfend, „ich bitte Eure Heiligkeit um eine Erklärung dieser Worte, denn ich gestehe meine Unwissenheit: es ist mir nicht bekannt,

daß es der Papst zu Rom ist, welcher den Kaiser der Franzosen hält und stützt. Vielmehr glaubte ich, daß das Gegentheil der Fall sei und der Kaiser der Franzosen den Papst allein unterstütze."

„Ich aber will jetzt Ihnen beweisen, daß Sie im Irrthume sind," rief der Papst zornig, „und daß es nur eines Wortes von mir bedarf, um diesen Mann, der sich Kaiser der Franzosen nennt, hinabzustürzen von seiner eingebildeten Höhe und ihn zum Gelächter, zum Spott und Hohn der ganzen Welt zu machen. Still, unterbrechen Sie mich nicht und sagen Sie nicht, daß es anders ist. Wir sind hier im vertraulichen Gespräch, und Niemand hört uns, außer dem Kardinal, meinem Sekretair und Vertrauten, und außer Gott, dem Alles bekannt ist, was gesprochen und nicht gesprochen wird, welcher schaut in die Tiefen unserer Seelen. Ich will Ihnen in unserer vertraulichen Unterredung, Graf d'Harcourt, jetzt ein Geheimniß mittheilen, welches zu wissen Ihnen und vor allen Dingen Ihrem Herrn nützlich ist. Ich will Ihnen ein Schriftstück mittheilen, welches meine Worte, die ich vorher gesprochen, rechtfertigen soll."

Er schritt hastiger, wie er es sonst zu thun pflegte, durch das weite Gemach hin nach einem

der Schränke, welche dem Fenster gegenüber da drüben an der Wand standen. Er öffnete denselben und aus einem geheimen Schubkasten, den er durch den Druck einer Feder aus der inneren Wand hervorspringen ließ, nahm er ein Kästchen, mit welchem er dann zu seinem Sessel zurückkehrte.

„Dieses Kästchen hier,“ sagte er, indem er sich wieder auf den Fauteuil niederließ und den kleinen goldenen, mit Edelsteinen prachtvoll ausgelegten Kasten neben sich auf den Tisch niedersetzte, „dieses Kästchen hier enthält einige wichtige Dokumente, welche sich auf die Familie Bonaparte's beziehen, und unter diesen Dokumenten ein gar seltsames Schriftstück, welches der einstige König von Holland, Louis Bonaparte, der Bruder des Kaisers, des wirklichen Napoleons, im Jahre 1831 an meinen heiligen Vorgänger, den Märtyrer des Glaubens und der geistlichen Freiheit, an Pius VIII. richtete. Erinnert Euch, Herr Graf, daß dieser König, Ludwig von Holland, der ein sehr edler und würdiger Herr war, den jetzigen Kaiser der Franzosen von Anfang an nimmer als seinen Sohn anerkannte. In seinem Salon zu Florenz hat er von allen Mitgliedern seiner Familie die Portraits hängen, darunter auch die Porträts seiner Söhne, die er, obwohl von Zweifeln befangen,

dennoch anerkannt hat als die seinen. Aber erinnert Euch auch, Herr Graf, daß sich unter diesen Söhnen das Portrait des jetzigen Kaisers der Franzosen nicht befand und daß der König es liebte, diejenigen, welche die Portraits anschauten, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen. Wollt Ihr nun dieses Schreiben hören, welches der König von Holland nach der Revolution von 1830, welche Italien erschütterte und die angestiftet war, um den Papst von seinem Thron zu stürzen, nach dieser Revolution, an welcher auch der Sohn der Königin von Holland, Louis Bonaparte, Theil genommen, an den heiligen Vater, Pius VIII., richtete. Du sollst dem Grafen diesen Brief vorlesen," wandte der Papst sich an den Kardinal. „Doch gebiete ich Dir und gebiete dem Botschafter und gebiete es mir selber, daß wir alle Drei stillschweigen, so lange noch, bis daß der Widerstand und die Auflehnung dieses Mannes, der sich den Kaiser der Franzosen nennt, mich zwingt, zu den äußersten Mitteln meine Zuflucht zu nehmen. Gelobe Du mir, daß kein Wort von dem, was Du jetzt lesen wirst, jemals von Deinen Lippen tönen soll."

„Ich gelobe es," erwiderte der Kardinal feierlich.

„Und Sie, Herr Graf, geloben Sie mir dasselbe," befahl der Papst.

Der Graf d'Harcourt neigte das Haupt und schwur ewiges Stillschweigen über das, was er vernehmen solle.

„Und nun lies," befahl der Papst, indem er langsam das Haupt an die Lehne des Sessels zurückneigte. Der Kardinal entfaltete das dargereichte, vergilbte Papier und las mit lauter Stimme:

„Heiliger Vater! Meine Seele ist von Kummer gebeugt und ich bebte vor Entrüstung, als ich das verbrecherische Unternehmen meines Sohnes gegen die Autorität Eurer Heiligkeit vernahm. Mein ohnedies so schmerzvolles Leben mußte also noch einmal durch einen schrecklichen Verdruß betrübt werden.

„Ich höre nämlich, daß Einer von den Meinen all das Gute hat vergessen können, welches Sie auf unsere Familie häuften. Unglückliches Kind, Gott erbarme Dich seiner!" —*)

*) Dieses unglückliche Kind, von welchem der Exkönig Louis von Holland in diesem authentischen Schreiben an den Papst schreibt, war Carl Ludwig Napoleon, der Aeltere der beiden Brüder, die zusammen, der Verbindung der italienischen Carbonari angehörend, an der Verschwörung und Rebellion von 1830 Antheil nahmen. Dieser ältere Bruder, Carl Ludwig, starb in den ersten Tagen jener Kämpfe; die Einen sagen, in Folge eines Scharlachfiebers, die Anderen in Folge von Gift, welches seine eigenen Mitverschworenen ihm beibrachten, weil er gegen die offene Rebellion gestimmt hatte.

„Was den Anderen betrifft, welcher sich meinen Namen anmaßt, so ist dieser da, Gott sei Dank, mir ganz gleichgültig, und soll es alle Welt und vor allen Dingen der heilige Vater wissen, daß dieser nicht mein Sohn ist. Ich hatte das Unglück, eine Messalina zur Frau zu haben, von welcher mein Oheim, der Kardinal Fesch, zu sagen pflegte: „Wenn es sich um die Väter ihrer Kinder handelt, irrt sich die Königin Hortense jedesmal in ihren Berechnungen.“

„Und so irrte sich die Königin Hortense auch in der Berechnung, was diesen ihren jüngsten Sohn, den sogenannten Prinzen Louis Bonaparte, anbetrifft. Es ist eine große Frechheit von ihr, behaupten zu wollen, daß dieses, ihr Kind, sich unterfangen könne, mich seinen Vater zu nennen, da nach den genauesten und unumstößlichsten Berechnungen ich dieses nicht sein konnte, weil wir um jene Zeit lange schon getrennt lebten und gar keine Gemeinschaft mehr mit einander hatten.

„Wohl aber ist mir bekannt, daß um jene Zeit die Königin Hortense sich zu Saint-Sauveur in den Pyrenäen befand und daß sie dorten allnächtlich Besuche empfing von dem General Verhuel, welcher an der anderen Seite des Gebirges in Cauterets zurückgeblieben war. Und so mag es

wohl sein, daß, wenn die Königin Hortense richtig und genau rechnet, sie diesen Mann vielleicht beschuldigen und ihm nachweisen kann, der Vater dieses ihres jüngsten Sohnes zu sein, indem ich wahrlich keinen Theil habe und auch keinen Theil haben möchte, denn er ist ein Unwürdiger und Undankbarer, der den Schutz, welchen Eure Heiligkeit unserer ganzen Familie gewährt, auf das Unwürdigste gemißbraucht hat.

„Dieses Eurer Heiligkeit zu sagen, war meinem ergebenen und demüthigen Herzen inniges Bedürfniß, und ich hoffe, daß Eure Heiligkeit mich freisprechen werden von irgend einem Antheil an dieser unseligen Sache und an diesem verächtlichen Menschen, der es wagte, sich unbefugt meinen Sohn zu nennen."

„Laß nun, nachdem Du gelesen, den Grafen d'Harcourt, den Botschafter des Kaisers der Franzosen, die Unterschrift sehen," sagte der Papst würdevoll. „Reiche ihm das Blatt dar und möge er mit seinen eigenen Augen sich überzeugen, daß dieser Brief geschrieben und unterzeichnet ist von dem Bruder Napoleon's I., von dem Könige von Holland, welcher also feierlich bekundet, daß er nicht der Vater des jetzigen Kaisers der Franzosen ist."

Der Graf nahm mit zitternden Händen das Schreiben entgegen, starrte es mit düsteren Blicken an, und reichte es ohne ein Wort der Erwiderung dem Kardinal wieder dar.

„Daraus geht nun hervor," fuhr der Papst fort, indem ein Ausdruck leiser Schadenfreude über sein Angesicht hinflog, „daraus geht nun hervor, daß der Kaiser der Franzosen, wenn ihn auch sieben Millionen Stimmen zu seiner Würde erhoben, doch durch nichts in der Welt zu der Würde emporsteigen kann, sich einen Napoleoniden, sich einen Neffen des Kaisers Napoleon zu nennen. Ich weiß auch, daß oft genug sein eigener Oheim, der einstige König von Westphalen, Jérôme, ihn daran gemahnt hat, auch ist mir wohl bekannt die Antwort, welche der jetzige Kaiser der Franzosen seinem Oheim einst gegeben, als dieser zu ihm sprach: Du weißt sehr wohl, daß Du nur unsere Stelle vertrittst; aber Napoleon .... antwortete: „Pardon, ich habe die Familie." „Ja, die Familie hat er," fuhr der Papst mit höhnender Stimme fort, „und gar vieles Herzeleid hat ihm diese Familie schon bereitet und sie ziehen ihn in das Unglück und in das Elend. Dies künde ich Euch, der Stellvertreter Gottes! Die Familie hat er. Und Einer dieser Familie, der rebellische

und aufrührerische Prinz Napoleon, hat sich mit der Tochter des Antichristen vermählt, der Tochter Victor Emanuel's, der sich unbefugt König von Italien nennt. Und darum spricht jetzt der Kaiser der Franzosen so milde und so beredt zu mir und darum will er, daß ich den Syllabus aufheben soll und zurücknehmen, was ich gesprochen, und den Fluch aufheben, den ich geschleudert gegen die Bösen und die Unwürdigen. Ich aber will ihn wiederholen vor Gott und vor aller Welt und ich sage Euch: Verflucht seien Diejenigen, welche sich Freie nennen und Liberale! Verflucht seien Diejenigen, welche vermeinen, daß sie ihre Stimme erheben könnten im Rath der Fürsten und daß die Völker Theil nehmen müßten an der Gesetzgebung! Verflucht Diejenigen, welche durch Wort und Schrift die Völker lehren wollen, daß sie nicht demüthige Unterthanen, sondern mitsprechende Rathgeber sein sollen; verflucht alle Diejenigen, welche sich auflehnen gegen den Magistrat und die Fürsten; verflucht die Ketzer und die Irrlehren der Aufgeklärten und die Liberalen! Verflucht! Verflucht! Verflucht! Und zum anderen Male verflucht!" *)

---

*) Alle diese Flüche finden sich in dem Syllabus des Papstes vom Jahre 1864.

Und der Papst, den sein Zorn und seine Heftigkeit übermannte, sank in den Sessel hoch aufächzend zurück und schloß einen Moment die Augen.

Der Kardinal stand immer noch, den vergilbten Brief des Exkönigs von Holland in der Hand, hoch aufgerichtet mit stolzer Miene zur Seite des Papstes, während Graf d'Harcourt mit bleichem Angesicht, die ganze Gestalt erbebend, das Haupt tief gesenkt auf seine Brust, da stand.

„Nun wißt Ihr, wie ich denke und wie ich gesonnen bin," sagte der Papst nach einer Pause, hoch aufathmend. „Geht jetzt, Graf d'Harcourt, Botschafter von Frankreich, und meldet, was Ihr gehört habt, Eurem Herrn und Kaiser und sagt ihm: „Der Papst Pius IX. widerrufe nicht, was er gesprochen, und der Syllabus bleibe bestehen, denn der Papst ist kein Mensch, wie andere Menschen, und kann, was den Glauben und der Kirche Sache anbetrifft, nicht irren und fehlen, sondern in diesen Dingen ist er der Unfehlbare und wird solches der Christenheit zeigen und künden. Dies saget Eurem Herrn und nun mag geschehen, was Gott erlaubt, das geschehen soll."

X.

Meeresfahrt.

Ueber die blauen Fluthen des mittelländischen Meeres, welches einst auf dem leichten, hölzernen Schiffe Julius Cäsar und sein Glück getragen, segelt das stolze, österreichische Kriegsschiff dahin und trägt der Liebe Leid und Lust mit sich nach den Küsten Afrika's hinüber.

Sie wissen es nicht, die Beiden, welche da droben neben einander auf dem Oberdeck stehen, sie wissen es nicht, daß die Liebe mit ihnen zieht. Wenn sie's wüßten, so würden sie Beide entsetzt vor einander fliehen, würden sich anklagen, als Schuldige und als Verbrecher. Ihn bindet seine Pflicht und seine Ehre, keine neue Liebe darf aufkeimen wollen in diesem zertretenen und verrathenen Herzen! Nur Gedanken der Rache und des Zornes will er hegen und die Liebe meint er verachten

zu können, meint, daß sie nur Lug und Trug und daß es auf Erden kein Weib gäbe, welches der heiligen, festen und treuen Liebe fähig sei! Die Liebe verachtet er und wer ihm sagen wollte: das ist das Weib, welches Du lieben wirst, würde er vor diesem Weibe fliehen, wie vor dem kommenden Unheil.

Leontine ahnt es vielleicht, daß die Prophezeiung ihres Bruders sich erfüllen könnte an ihr, und daß Konrad von Harbaschic der Mann sein könnte, dem sie ihr Leben und ihre Liebe darbringen möchte, aber sie will ihr Herz bekämpfen. Der Stolz lehrt sie, daß sie es muß und die Pflicht gebeut es ihr; der Stolz, weil sie weiß, daß Konrad von Harbaschic sie nicht liebt, die Pflicht, weil es sie dünkt, es würde Verrath sein an dem Angedenken ihres Bruders, wenn sie anderen Gefühlen Raum geben wollte in ihrem Herzen, anderen Gefühlen, als der Sehnsucht und der Hoffnung, ihren Bruder wieder zu finden! Keine anderen Gedanken, als an ihn, sollen und dürfen ihr Herz beschäftigen und außerdem, ja, sie darf es sich nicht verhehlen, außerdem weiß sie, daß Konrad von Harbaschic sie nimmer lieben würde. Vielleicht hat sie einmal daran gezweifelt, vielleicht haben seine tiefen, glühenden Augen eines Tages sie

glauben gemacht, daß nicht blos der Zorn mehr in seinem Herzen wohne und daß er andere Gedanken hege, als nur die der Rache und des Zornes, aber das ist vorbei und jetzt weiß sie, daß er sie nicht liebt, denn er hat sich seit jenem unbewachten Moment, da er sie anschaute mit einem tiefen, seligen Blick, damals, damals, wie sie in Konstantinopel zu Schiff gingen, er hat sich seitdem ganz verändert, er ist ganz wie umgewandelt, ist ernst, still und schweigsam geworden. Er hat sie vernachlässigt, sich ganz von ihr zurückgezogen und kaum hat sie in diesen vier Tagen, die sie wieder zusammen auf dem Schiff verlebt, ihn jemals an ihrer Seite gesehen. Es hat sie geschmerzt; aber es ist gut und redlich, ist brav von ihm, daß er sie nicht täuschen und nicht hintergehen will. Es ist in seinem Herzen kein Platz für die Liebe! Wohl, sie weiß das jetzt und sie freut sich fast dessen. Sie hätte ihn wohl lieben können, doch nun sind die aufkeimenden Blüthen im Keim erstickt durch seine Kälte und sein Fernstehen, und nun sind alle Gedanken nur bei ihrem Bruder, beschäftigen sich nur mit ihm, mit ihren Hoffnungen, mit ihren Wünschen für ihn allein! Ach, sie wird, sie muß ihn finden!

Gott wird ihr gnädig sein, wird ihr den Bruder, den Einzigen, welcher sie liebt, wiedergeben!

Heute ist der fünfte Tag ihrer Reise und wie sie am Morgen hinaufkommt auf das Deck, wo sie alle diese Tage allein gesessen und hinausgestarrt hat auf das Meer und auf den tiefblauen, wolkenlosen Himmel, heute tritt der Kommandant zu ihr und grüßt sie mit einem ernsten, zurückhaltenden Worte.

„Gnädigste Gräfin, ich wollte Ihnen nur künden, daß wir heute das Ziel unserer Reise erreichen werden. Wir werden heute in Afrika sein. Schauen Sie hinunter in die Fluthen, das Meer kündet Ihnen die Nähe der Küste von Afrika.“

„Ihnen vielleicht, Kommandant,“ sagte sie mit einem freundlichen Neigen des Hauptes, „doch mir nicht. Ich schaue hinunter in die Fluthen und für mich ist keine Kündigung da zu finden.“

Sie erhebt sich von dem schaukelnden Schiffsstuhl und tritt an das Eisengeländer heran und schaut hinunter in das Meer, das seine schäumenden Wellen an dem Schiff bricht.

„Sie sehen Nichts? Und doch ist Ihr Auge so scharf und so klar!“ sagte er und einen Moment weilt sein Blick mit einem milderen Ausdruck auf

ihrem schönen Angesicht. „Finden Sie nicht, daß die Farbe des Wassers sich verändert hat?“

„Doch, Sie haben Recht! Es war gestern tiefblau und heute ist es grün.“

„Das kündet Ihnen die Nähe Afrika's. Die blauen Fluthen gehören dem weiten mittelländischen Meere, die grünen Wogen sind der Herold der afrikanischen Küste. Dies wollte ich Ihnen nur sagen, Gräfin, und Sie beglückwünschen, daß Sie endlich am Ziel dieser für Sie so langweiligen und eintönigen Fahrt angelangt sind.“

Er grüßte sie mit einem leisen Neigen des Hauptes, wandte sich um und ging über das Deck dahin zu seiner Kommandanten-Brücke.

Sie schaute seiner hohen, stolzen Gestalt nach und es zog ein wunderbares Beben durch ihr Herz und ein schmerzlicher Seufzer tönte von ihren Lippen.

Weiter rauscht das Schiff. Die Segel sind aufgespannt, der Wind ist günstig, die Räder schaufeln heftig durch das Wasser und der Wind bläst vorwärts, vorwärts eilt die Riesenmöve hin zum Land, zur afrikanischen Küste und nun taucht sie empor am Horizont, diese ersehnte Küste; dort der gelbe Streifen, der zwischen dem grünen Meer und dem tiefblauen Himmel sich abhebt, das ist Afrika, und näher und näher rauscht das Schiff

heran. Schon sieht man im fernen Hafen den Wald von bewimpelten Schiffen, schon dort drüben am Ufer hoch emporsteigend, gleich einem Riesenfinger, hinaufdeutend zum blauen Himmel, die Nadel der Kleopatra, und hier weit hinaus noch vor dem Hafen zur rechten Seite, am Ufer hingestreckt, einen prächtigen Marmorpalast mit seinen Kuppeln und Zinnen.

Leontine hat sich über Bord hingebeugt und schaut mit Entzücken hin auf das wunderbare, seltsam fremdartige Schauspiel und ein unendlich Sehnen und Hoffen zieht durch ihre Seele und sie breitet beide Arme aus, hin nach dem fremden Strand und hebt von ihm dann den Blick empor zum tiefblauen Himmel.

„Gott, Du Gütiger und Allmächtiger, stehe mir bei und sei mir gnädig! Laß mich ihn finden, den Einzigen, welchen ich liebe, laß mich meinen Bruder finden! Gönne mir dies einzige Glück und entsagen will ich all' den finstern Gedanken, welche mich gemartert und gequält! Laß mich den Bruder finden und entsagen will ich der Rache, und dem Mörder will ich vergeben, wenn ich ihn nur lebend wiederfinde!"

„Möge Gott Ihr Gebet erhören," sagte neben ihr eine tiefe, ernste Stimme.

Sie schreckte in sich zusammen und eine tiefe Purpurgluth übergoß ihre Wangen. In ihrer großen Erregung, ganz Auge und ganz Seele, hatte sie die nahenden Schritte des Kommandanten nicht gehört, wußte sie nicht, daß er neben ihr stand, während sie ihr Gebet der Liebe und ihr Gelübde zu Gott emporrief. „Ja, Gräfin Leontine," wiederholte er, „möge Gott Ihr Gebet erhören und möchten Sie Ihren Bruder, den einzigen Mann, welchen Sie lieben, so sagten Sie ja, möchten Sie ihn wiederfinden! Ich wünsche es für Sie und für ihn! Doch, Gräfin, um Eines bewundere ich Sie!"

„Und was wäre dies?" fragte sie mit einem seltsamen Lächeln, „was wäre dies, um welches der Graf Konrad von Harbaschic sich herabließe, eine arme Frau zu bewundern?"

„Darum bewundere ich Sie, daß Sie Ihrer gerechten Rache entsagen wollen!"

Sie schaute ihm mit einem langen Blick tief in das ernste, düstere Angesicht.

„Die Rache ist mein, spricht der Herr!" sagte sie mit fester Stimme.

Er nickte leise.

„Ja und er übt sie stark und unnachsichtig," erwiderte er langsam, „doch zuweilen, Gräfin, bedient er sich dazu der Menschen als seiner Werk-

zeuge und die wohlverdiente Rache und Strafe legt der Herr in die Hände der Menschen, welche gelitten haben und deren Seelen und Herzen zerfleischt sind von der Grausamkeit und Schlechtigkeit anderer Menschen und darum nenne ich die Rache ein heiliges Opfer, das man Gott selber darbringt und wer ihr entsagt, so dünkt mich, der sündigt wider Gott selber!"

„Wer ihr entsagt, der bringt vor Gott das höchste und heiligste Opfer," erwiderte sie feierlich, „er beugt vor dem Gott der Liebe seine Seele und sein Haupt und dient Christus, dem Verkünder der Liebe, welcher geboten hat, daß wir vergeben sollen unsern Freunden."

„Und lieben Diejenigen, welche uns verfolgen und welche uns fluchen," fügte Konrad mit höhnischer und harter Stimme hinzu. „Gräfin Leontine, mögen die Frauen in ihrem weichen und leicht versöhnlichem Sinne dieses bequeme Wort des Erlösers sich aneignen, für Männer ziemt es sich nicht! Niemals würde ich denen vergeben, die mich verfolgen und die mir Schmach bereiten! Niemals will ich der Rache entsagen, welche für mich das Gesetz Gottes ist! Doch," unterbrach er sich selber, „das sind ja seltsame Worte und seltsame Gedanken, die sich wenig ziemen für den Moment, da wir uns

der Küste des Zauberlandes nahen. Ich sage Ihnen, Gräfin Leontine: Afrika ist ein Zauberland, ein Paradies, in welchem die Alten ihre erste Jugend wiederfinden und in welchem die Jugend schwärmt von Glückseligkeit und Liebeswonne, die ewig unvergänglich sei! Ach, warum kann man nicht immer im Paradiese bleiben? Warum wird man aus demselben hinausgetrieben von dem Engel mit dem flammenden Schwerte! Wissen Sie wohl, Gräfin, welches der Name dieses Engels war?"

Sie schüttelte lächelnd das Haupt.

„Die Enttäuschung, Gräfin Leontine," sagte er, „ja die Enttäuschung, das ist der Engel mit dem flammenden Schwerte, der jedweden Menschen noch heute hinaustreibt aus dem Paradiese und ihn hinausstößt in die entnüchterte Welt, welche für ihn keine Ideale mehr enthält!"

Ein lautes Schreien und Kreischen tönte jetzt vom Meere her. Da kommen sie heran, die schwarzen Lootsen, Bootführer und Lastträger auf ihren kleinen Nußschalen von Booten, umringen wie Delphine das große Schiff und klettern an seinen Wänden empor. Jeder mit lautem Geschrei bietet seine Dienste an, Jeder will der Erste sein, welcher Ladung erhält für sein Boot. Es ist ein wüstes, wildes Treiben und doch so

wunderbar und fesselnd, daß Leontine sich davon wie bezaubert fühlt und mit Entzücken hinschaut auf das fremde, seltsame Leben, mit Entzücken lauscht auf diese Töne einer Sprache, die sie nicht versteht und deren Ausdruck sie doch in den sprechenden Zügen der schwarzen und braunen Leute liest.

Das Schiff hält an, die österreichischen Dampfer, welche im Hafen liegen, begrüßen mit lauten Salutschüssen das österreichische Kriegsschiff und auf dem großen, mit einem weißseidenen Baldachin überdeckten Kahne rudern die Bevollmächtigten der Munizipalität von Alexandrien, die Aerzte und die Regierungsbeamten heran zu dem Schiffe.

Keine Krankheit an Bord! Die Schiffspapiere sind in Ordnung und die Passagiere dürfen zum Lande gehen. Die Kammerfrau der Gräfin Leontine hat Alles geordnet und ihre Sachen auf Deck bringen lassen und die braunen und schwarzen Leute zanken, schlagen und prügeln sich um die Ehre, die Koffer in ihr Boot hinunter zu schaffen. Es ist ein wüstes und wildes Durcheinander, ein Streiten und Balgen, bis plötzlich eine feste, gebieterische Stimme Ruhe befiehlt und mit ernstem Worte in ihrer Landessprache den braunen Männern ihr unziemliches Betragen ver-

weist. Sie beugen sich tief in den Staub mit der Demuth, welche den Morgenländern eigen ist und flehen murmelnd um Vergebung. Dann schauen sie wieder lachend empor zu dem vornehmen Herrn, der so hoch über ihnen steht, zeigen die beiden Reihen ihrer weißen prächtigen Zähne, und ihre Lippen murmeln leise das Zauberwort der Aegypter: „Bakschisch, Bakschisch!"

Graf Konrad wirft ihnen einige Geldstücke hin und sie schlüpfen eilends von dannen und es wird allgemach wieder ruhig und still auf dem Deck.

„Wenn es Ihnen nun gefällig ist, Gräfin, so gehen wir zu Lande," sagte Konrad, sich Leontine nähernd, die wieder ihren alten Platz am Ende des Schiffes eingenommen hatte, und ruhig der kommenden Dinge harrte. „Ihre Koffer sind schon hinunter getragen in das Boot und Ihre gute alte Reisebegleiterin erwartet Sie auch. Wollen Sie mir die Hand geben? wollen Sie an meiner Hand eintreten in das Land der Wunder und der Poesie?"

Er fragte das mit einem seltsamen Ausdruck seiner Stimme, mit einem tiefen, glühenden Blick seiner großen Augen.

Leontinens Herz erbebte und sie fühlte, wie ihre Hand zitterte in der seinen, da er sie hin=

führte nach der Schiffstreppe und sie hinunter geleitete zum Boot.

Die sechs Matrosen schlagen mit ihren Rudern mächtig in die grünen Wogen und bald hält das Boot an der Landungsbrücke. Konrad springt an das Ufer und reicht Leontinen seine beiden Hände dar. Sie lehnt sich auf ihn, während sie das Ufer hinaufgeht und ein unendlich seliges Empfinden pocht und hämmert in ihrem Herzen. Sie mag es sich nicht bekennen und mag es sich nicht sagen, was dieses Empfinden bedeutet!

Sie sprechen Beide nicht und denken doch vielleicht dasselbe, denken Beide an das, was Konrad gesagt: in Afrika findet man seine erste Jugend wieder, und träumt von Glück und Liebe! In Afrika fühlt man sich wie im Paradiese!

Vielleicht fühlen sie Beide auch so, da sie jetzt Arm in Arm dahin schreiten über den Ufersand nach dem Wagen, der sie hinein tragen soll in die Stadt. Vielleicht haben sie schon in ihren Herzen die erste Jugend wieder gefunden, welche glaubt und hofft und der Engel mit dem flammenden Schwert, die Enttäuschung, wie Konrad sagte, hat sich von ihnen gewandt und schaut die Beiden nicht, welche da in Glück und Lust, in Liebe und Wonne, von der sie selber doch nichts wissen, dahin schreiten.

Auf einmal schreckt Leontine in sich zusammen und ihre Wange erblaßt. Sie hat einen Moment sogar ihres Bruders vergessen und sie erwacht jetzt, wie aus einem seligen Traume.

„Graf, Sie werden nicht vergessen, daß Sie mir Ihre Hülfe und Ihren Beistand versprochen. Ich bin nach Afrika gegangen, um meinen Bruder zu suchen!"

„Ich weiß es, Gräfin Leontine, nur um deswillen sind Sie nach Afrika gegangen und ich werde das nicht vergessen, so wenig, wie Sie es vergessen haben. Kommen Sie, lassen Sie uns zuerst nach dem österreichischen Generalkonsulat fahren, dort muß ich meine Papiere abgeben."

Wieder geht ein seltsames Beben durch ihr Herz und eine Purpurgluth bedeckt ihre Wangen.

„Aber, Graf, man wird mich dort sehen," flüsterte sie leise, „was wird man von mir denken und sagen?"

„Was man denkt, Gräfin," erwiderte er mit einem seltsamen Ausdruck, „das kann Ihnen gleichgültig sein, doch ich will es Niemand rathen, wenn diese Gedanken unehrerbietig gegen Sie wären, sie in Worte zu kleiden. — Ich würde denjenigen zu Boden schmettern, der es wagen würde, irgend einem unehrerbietigen Gedanken gegen

Sie Worte zu verleihen. Zum Uebrigen seien Sie ohne Sorge, ich werde den Leuten sagen, weshalb Sie hierher gekommen und ich werde für Sie um jede nöthige Hülfe bitten. Man wird von der edlen Frau, welche nur ausgegangen, um ihren geliebten, theuern Bruder zu suchen, nichts Unehrbares denken und Niemand kann das, welcher Sie ein Mal gesehen!"

XI.

In Alexandrien.

Die Geschäfte auf dem Generalkonsulat in Alexandrien waren beendet. Der Kommandant hatte seine Papiere an das österreichische Generalkonsulat abgegeben und die Aufträge ausgeführt, welche ihm für dasselbe von der österreichischen Gesandtschaft in Konstantinopel für die Station in Alexandrien gegeben worden.

„Der nächste Dampfer wird für Sie die weiteren Befehle des Contre-Admirals Tegethof bringen, Herr Kommandant," sagte ihm der Generalkonsul.

„Wann trifft der Dampfer hier ein?" fragte Konrad hastig.

„In zwei Tagen, Kommandant."

„Ich habe also zwei Tage für mich. Das ist gut," sagte Konrad aufathmend.

„Ja, zwei Tage, Herr Graf, um der Dame,

welche, wie ich sehe, da draußen im Wagen sitzt, die Schönheiten der Welt zu zeigen. Diese Dame ist Ihre Frau Gemahlin, nicht wahr?"

Konrad zuckte leise zusammen und seine Wangen erbleichten und das zornige Blitzen seiner Augen schien auf dem Angesicht des Generalkonsuls lesen zu wollen, ob diese Frage für ihn eine Beleidigung enthalte, oder ob er vielleicht wisse von dem traurigen Schicksal und der Schmach, die ihn betroffen. Allein das Antlitz des Generalkonsuls blieb so harmlos und lächelnd, wie es zuvor gewesen.

„Nein, jene Dame ist nicht meine Gemahlin," erwiderte er mit leiser, gepreßter Stimme. „Ich habe nur die Ehre gehabt, der Dame als Kavalier zu dienen. Sie hat hier in Aegypten eine heilige Pflicht zu erfüllen. Sie sucht nach einem Bruder, dessen Spur sie verloren und von dem zu befürchten steht, daß er das Opfer eines grausamen Mordes geworden."

„Arme Frau!" sagte der Generalkonsul achselzuckend, indem er an das Fenster trat und neugierig hinausschaute zu der verschleierten Dame, welche in dem offenen Wagen lehnte, mit der ihr gegenüber sitzenden alten Frau sich besprach und gar nichts zu ahnen schien von den aufmerksamen Blicken des Fremden.

Aber Konrad fühlte sich seltsam verletzt und fast beleidigt von diesen neugierigen Blicken des Generalkonsuls und er zog sich hastig von dem Fenster zurück.

„Ich bitte, mein Herr, lassen Sie die Frau Gräfin Bembo nicht sehen, daß Sie sie beobachten," sagte er mit barschem Ton. „Sie ist eine so vollkommen ehrenhafte und tugendsame Dame, daß sie von solchem Anschauen sich beleidigt und verletzt fühlen könnte."

Der Generalkonsul sah ihn staunend und lächelnd zugleich an.

„Dann, Herr Graf, wird sie sich noch oft beleidigt und verletzt hier in Aegypten fühlen müssen," sagte er. „Denn die fremden Damen, besonders, wenn sie schön sind und jung, wie es diese Dame zu sein scheint, sind hier in Aegypten der Gegenstand beständiger Aufmerksamkeit und beständigen Anstarrens. Daran muß sich Ihre schöne Begleiterin gewöhnen."

„Sie ist nicht meine Begleiterin, Herr Generalkonsul," erwiderte Konrad barsch. „Ich stehe in gar keiner weiteren Beziehung zu dieser Dame, als daß ich die Ehre habe, so viel es in meinen Kräften steht, ihr dienstbar zu sein und ihr Ritterdienste zu erweisen, wie es kein Kavalier und Sie selber,

Herr Generalkonsul, in keinem Falle einer ehrbaren Frau verweigern würde."

„Ich würde es auch vielleicht thun, wenn sie nicht eine ehrbare Frau wäre," sagte der Generalkonsul laut lachend. „Doch Vergebung, Herr Graf, ich glaube gern, was Sie sagen, daß die Dame hierher kommt, um ihren Bruder zu suchen."

„Ja, und vielleicht, mein Herr, könnten Sie ihr und mir dabei behülflich sein."

Und er erzählte dem aufmerksam zuhörenden Generalkonsul alles Das, was sich begeben, seit er damals zur Hochzeitsfeier auf das Schloß Harbaschic gekommen war.

„Das ist allerdings eine seltsame und mysteriöse Geschichte," sagte der Generalkonsul, als Konrad geendet hatte. „Wirklich eine seltsame und mysteriöse Geschichte und sie würde von anderen Lippen, als den Ihrigen, vielleicht nicht glaubhaft sein. Doch der Graf Konrad von Harbaschic verdient, wie ich weiß, allen Glauben."

„Und ist kein Märchenerzähler, Herr Generalkonsul," unterbrach ihn Konrad hastig. „Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß sich diese ganze Geschichte, die Ihnen mysteriös erscheint, wirklich so verhält. Und ich fordere Sie auf und bitte Sie,

mir, wenn es in Ihren Kräften steht, hülfreich und dienstbar zu sein.“

„Ich wollte, es stände in meinen Kräften,“ erwiderte der Generalkonsul verbindlich. „Sie sagen, Achmed Pascha habe sich des Unglücklichen angenommen. Achmed Pascha, der Oheim des Khedive?“

„Ich weiß nicht, in welcher Beziehung er zu dem jetzt regierenden Khedive steht,“ erwiderte Konrad achselzuckend. „Doch lautete die Meldung, die wir in Konstantinopel erhielten, daß er ein Verwandter des Khedive sei und sich hierher begeben habe nach Aegypten zur Ordnung seiner Angelegenheiten, wie ich verstanden habe.“

„Er ist allerdings, wie ich mich entsinne, vor acht Tagen mit einem eigenen kleinen Dampfer ein ägyptischer Pascha hier angelangt,“ sagte der Generalkonsul nach einigem Nachdenken. „Ich meine auch, gehört zu haben, daß er einen Kranken mit sich führe. Sie werden das am besten bei der Municipalität in Alexandrien erfahren, und der Bürgermeister unserer Stadt, Herr Coluccei-Bey wird Ihnen darüber die beste Auskunft ertheilen können.“

„Wohl denn, mein Herr, ich danke Ihnen, ich werde sogleich mit der Dame zu jenem Herrn hinfahren.“

Und Konrad verneigte sich, eilte von dannen und verließ den Generalkonsul, um Leontinen die wenigen erhaltenen Nachrichten mitzutheilen.

Der Generalkonsul schaute ihm mit einem seltsamen Lächeln nach und trat dann an das Fenster, um zu sehen, wie der Graf Harbaschic neben Leontinen im Wagen seinen Platz einnahm und mit ihr von dannen fuhr.

„Welch' seltsame Geschichte man doch erfinden muß, um eine kleine angenehme Liebesaventüre in ihr gehöriges Licht zu setzen," sagte er lächelnd vor sich hin. „Graf Harbaschic ist, wie ich weiß, vermählt, und diese märchenhafte Geschichte soll wahrscheinlich seiner eifersüchtigen Frau als Binde um die Augen gelegt werden, damit sie nicht sieht. Aber ach! die eifersüchtigen Frauen sehen immer, und man kann sie nicht blind machen. Ich weiß das leider aus eigener Erfahrung, oder vielmehr," fügte er aufseufzend hinzu, „aus sehr vielen eigenen Erfahrungen."

Indeß jagte der Wagen durch die Straßen dahin nach dem großen Municipalitätsgebäude auf dem Platze der Konsulen. Graf Konrad begab sich in dasselbe hinein und zu dem Bürgermeister Callucci-Bey.

Mit strahlendem Angesicht kehrte er nach kurzer Zeit wieder zu Leontinen zurück.

„Sie bringen mir gute Botschaft," sagte sie, die es schon gelernt hatte, in seinen Augen und in seinen Zügen zu lesen. „Sie haben gute Nachrichten für mich?"

„Wenigstens doch einen Schimmer guter Nachrichten, Gräfin. Achmed Pascha ist allerdings in Aegypten vor acht Tagen angelangt, und er hat einen Kranken am Bord seiner Yacht gehabt. Er hat sich von hier nach Kairo begeben zu wichtiger persönlicher Verhandlung mit seinem Neffen, dem Khedive Ismael. Das ist indeß Alles, was ich erfahren habe. Ob er auf dieser Reise dahin von dem Kranken begleitet worden, darüber konnte mir der Herr keine Auskunft geben. Aber statt dessen hat er mir genauere Nachricht ertheilt, wo ich das Weitere in Kairo erfahren kann. Jedenfalls steht also fest, daß bis zu seiner Ankunft hierher, Achmed Pascha von einem Kranken und Leidenden begleitet war. Und daraus folgt denn, Gräfin, daß Ihr Herr Bruder, denn sicherlich war es kein Anderer, der Achmed Pascha begleitete, daß Ihr Herr Bruder noch lebt. Und das Klima und die Luft von Aegypten sind so heilbringender Art und von so wunderbarer Kraft, daß ich vermeine, wer leidend

hier ankommt, verläßt Aegypten als ein Genesender. Und deshalb freue ich mich dieser Nachricht."

„Und deshalb, mein Herr, muß ich sogleich nach Kairo," rief Leontine mit aufstrahlendem Angesicht. „Muß sogleich erfahren, ob ich noch zu hoffen habe, und ob mein theurer Bruder wirklich dem Leben und seiner Schwester erhalten ist."

„O, beneidenswerther Mann, dieser Bruder," murmelte Konrad, sie anschauend. „Es ist, Gräfin, als ob ein Sonnenstrahl über Ihrem Antlitz aufgeleuchtet wäre, denn ganz wie verzückt strahlen Ihre schönen Züge. Beneidenswerther Bruder, der so von Ihnen geliebt wird."

„Nach Kairo, Herr Graf, ich muß nach Kairo," rief Leontine ungeduldig.

„Das heißt, wir müssen nach Kairo," entgegnete Konrad. „Und wir wollen das sogleich. Ich habe erfahren, Gräfin, daß in einer Stunde schon der nächste Eisenbahnzug von hier nach Kairo abgeht. O, Sie sehen, ich habe schon ein wenig gelernt, in Ihren Gedanken zu lesen. Ich habe schon dem Kutscher Auftrag gegeben, uns hinauszufahren nach dem Eisenbahnhofe."

Sie reichte ihm ihre Hand dar und lächelte ihm freundlich zu.

„Ja, Graf Konrad, Sie haben mich wohl verstanden und ich danke Ihnen.“ —

Nach einer Stunde saßen Sie in der Eisenbahn, die ächzend, keuchend und dampfend mit ihnen und allen diesen Hunderten schwarzer und brauner und gelber und weißer Leute dahin dampfte auf dem Wege nach Kairo hin.

Sie saßen neben einander auf den ledernen gepolsterten Sitzen im Coupé. Die alte Margarethe ihnen gegenüber war eine schlechte Wächterin, denn sie schlief, und die Ermattung der Reise hatte ihr die Augen leider zu festem Schlummer geschlossen.

Aber hätte sie auch gewacht, es würde nichts geändert haben in dem Beisammensein der Beiden. Sie waren still und einsilbig, saßen in sich gekehrt neben einander, hatten wenig der Worte, viele der Gedanken, die Einer vor dem Anderen zu verhüllen trachtete.

Jetzt mußte Konrad bei ihr bleiben, der enge Raum des Coupés zwang ihn dazu. Es ist keine Gelegenheit dazu da, ihr auszuweichen. Will er es denn? Ist er vielleicht nicht glücklich und zufrieden, ihr nicht ausweichen zu können, bei ihr weilen zu dürfen, so nahe, Seit' an Seite, und zu lesen in diesem schönen, bleichen Angesicht, das jetzt nicht verschleiert ist, zu lesen in ihren Mienen

und in ihren Augen, deren tiefer Blick ihm stets ein so wunderbares Empfinden erregt?

Einmal nach langen Stunden, die sie schweigend neben einander gesessen, springt Konrad, von innerer Erregung gepackt, von seinem Sitz empor und stößt das Fenster auf und lehnt sich hinaus.

Leontine schreckt zusammen und gleichsam aus tiefen Gedanken erwachend, schaut sie fragend nach Konrad hin, der eben wieder auf seinen Sitz an ihrer Seite niedersinkt. Doch sie fragt nur mit ihren Blicken, denn ihre Lippen wagen es nicht, diese Frage auszusprechen, und doch versteht sie vielleicht die Antwort, welche in seinen glühenden Augen, in den Blicken, die sich auf sie heften, geschrieben steht. Es fährt eine Wolke über seine Stirn hin und trotzig wird seine Miene, und er wendet sich von ihr und starrt wieder hinaus aus dem Fenster.

Und wieder vergeht eine lange Zeit, und die Locomotive treibt und jagt ächzend weiter.

„Die Pyramiden! Schauen Sie dort,“ ruft Konrad auf einmal, „schauen Sie, Gräfin, wir nahen uns dem Ziele, und was dort so hoch und mächtig und majestätisch emporsteigt, das sind die Pyramiden, welche schon dem großen Bonaparte erzählten von vergangenen Jahrtausenden.“

„Wir nahen uns dem Ziele,“ erwiderte Leontine,

die zuckende Hand auf das Herz legend, „das heißt, Graf Konrad, wir nahen uns der Entscheidung für mich. Ach, ich kann nichts Anderes denken, nichts Anderes mehr fassen. Ich werde nun erfahren, ob mein Bruder lebt, ob ich ihn wiederfinde.“

Und sie hat kaum einen Blick, ein Hinschauen zu den nebelhaften, wunderbaren Gestalten und Formen, welche dort am tiefblauen Himmel in der Ferne aufsteigen, und immer stolzer und majestätischer sich erheben. Sie achtet wenig auf das seltsame und un gewohnte Gewühl, das sie umgiebt, da sie jetzt endlich hineingefahren sind in die letzte Station, in den Bahnhof von Kairo. Ihr Herz klopft stürmisch laut, und eine unaussprechliche Bangigkeit versetzt ihr den Athem.

„Haben Sie Nachsicht mit mir, Graf, zürnen Sie mir nicht, daß ich keinen Sinn habe für die Schönheit der Welt, die mich umgiebt, keinen Sinn für das ungewohnte, fremdartige und prächtige Schauspiel, das diese Stadt für alle Anderen zu bieten scheint. Zu allererst muß ich erfahren, ob er lebt. Ich beschwöre Sie, seien Sie barmherzig, lassen Sie uns vor allen Dingen dahin gehen, wo wir Nachricht erhalten können, Nachricht von meinem geliebten Bruder.“

XII.

Enthüllungen.

Draußen auf der Schoubra-Allee, welche für Kairo das ist, was für Wien der Prater, für Berlin der Thiergarten, für London der Hyde-Park und für Paris das Bois de Bologne, draußen zur Seite dieser prächtigen Allee von Sykomoren, die mit ihren grünen Riesenkronen, selbst in den heißen Mittagsstunden gegen die brennende Sonne Afrika's einigen Schutz gewähren, reihen sich zu beiden Seiten Landhäuser und prächtige Schlösser inmitten von Gärten, deren leuchtende Blüthenpracht der Bäume und Gesträuche einen zauberhaften Anblick darbietet.

Weiter ab vom Wege zwischen grünen Wiesen und umschattet von einem Wäldchen der schönsten und der stolzesten Dattelpalmen, erhebt sich ein prächtiger, großer Palast, dessen Mauern in gelbem

und blauem, in grünem und rothem Anstrich weithin auf der Schoubra-Allee sichtbar sind. Das ist der Palast des reichen und edlen Achmed Pascha, des Oheims von dem regierenden Vizekönig.

Die Europäer, welche in Kairo wohnen und welche allein den Muth haben, von solchen Dingen zu sprechen und sich zu erzählen von den Zwistigkeiten, dem Haß und den Verfolgungen, die in der Familie Mohammed Ali's herrschen, die Europäer erzählen sich, daß Achmed Pascha der eigentliche, rechtmäßige Herrscher von Aegypten sein müsse und daß es nur den Intriguen des früheren Vizekönigs Said Pascha und den Millionen, die er nach Stambul gesendet, gelungen sei, diesen rechtmäßigen Nachfolger Abbas Pascha's zur Seite zu drängen. Said Pascha, so erzählen die Europäer, hat seinen Oheim deshalb für ewige Zeiten aus Aegypten verbannt, denn er fürchtete die Ansprüche des rechtmäßigen Erben, er fürchtete auch die Liebe und die Sympathie, welche das Volk der Aegypter für diesen edelsten und freigebigsten aller Verwandten des Hauses von Mohammed Ali hegte und der Vizekönig Ismael war darin dem Beispiele seines Vorgängers Said gefolgt. Er hatte dem Oheim Achmed Pascha die Heimkehr in sein Vaterland nicht gestatten wollen. Erst jetzt nach vielen Ver-

handlungen, nach der hohen Fürsprache des Groß-Sultans selber, hatte Ismael Pascha sich bequemt, zu gestatten, daß sein Oheim auf einige Zeit nach Aegypten zurückkehre, um dort seine Verhältnisse zu ordnen und seine reichen Güter zu verkaufen an seinen Neffen Ismael.

Unter dieser Bedingung, daß er verkaufe und seine Besitzthümer aufgebe, hatte sogar der Vice-könig Ismael eingewilligt, daß Achmed Pascha diesen Palast auf der Schoubra-Allee auch für die Folge als sein Eigenthum behalten, und alljährlich einige Wochen in demselben residiren dürfe.

Das war indeß ein Uebereinkommen, welches dem würdigen Pascha Millionen gekostet hatte und nur, weil er seine Güter für einen billigen Preis an den Khedive, der sich gern selber nicht blos einen Fürsten, sondern einen Handelsmann und Banquier nennt, verkauft hatte, war ihm die zeit-weilige Heimkehr nach Kairo und nach seinem schönen Palaste dort gestattet worden.

Ein eleganter Kaleschwagen schlägt, von der Schoubra-Allee abbiegend, den Weg nach dem Pa-laste Achmed Paschas ein. Eine Dame in ein-fachem Reisekostüm, das Antlitz von einem weißen Schleier verhüllt, sitzt in demselben an der Seite eines Herrn in der reichen österreichischen Uniform

der Marine-Offiziere. Eine einfach gekleidete Frau nimmt den Rücksitz des Wagens ein. Oben auf dem hohen Bock sitzt der Dragoman mit dem fleischfarbenen Kaftan neben dem Mohren in der rothen, goldgestickten Jacke mit dem weiß umwickelten Tarbusch auf dem schwarzen Kopfe.

Mit lautem Schreien und Kreischen spornt er die Rosse an und sie jagen wie von Windesflügeln getragen über das Wiesengrün hin nach dem Palaste.

Jetzt hält der Wagen vor der Pforte des Gitters an, welches den Palast umgiebt. Der Dragoman springt vom Bock hiernieder und eilt durch das Gitterthor zu dem Boab, dem Pförtner, welcher in träger Ruhe auf dem Polster vor der Pforte ruht und sich auch bei dem Anblick des heranrollenden Wagens nicht aus seiner behaglichen Stellung aufgerichtet hat.

Der Dragoman spricht mit ihm und Leontine schaut aus dem Wagen mit angehaltenem Athem herüber zu den Beiden und ihr Herz klopft so laut und stürmisch, daß ihr Busen auf- und niederwogt, wie in fieberhafter Gluth.

„Mein Gott, mein Gott,“ murmelte sie leise, „was für Nachrichten werden wir erhalten? Ich fühle, daß ich vor einer Entscheidung stehe, ich fühle,

daß ich jetzt endlich erfahren werde, ob es für mich noch eine Hoffnung giebt auf Erden!"

„Es giebt deren noch viele, Gräfin, selbst, wenn Sie das Schlimmste und Traurigste erfahren sollten, selbst, wenn das Schicksal Sie für immer getrennt hätte von Ihrem Bruder! Sie sind jung und schön und edel und das Leben ist für Sie noch reich an Hoffnungen, noch reich an Blüthen!"

„Nein, nein," sagte sie heftig, „alle meine Hoffnungen ruhten in meinem Bruder, er war der einzige Mann, den ich liebte, und" —

Sie schwieg, denn der Dragoman kam eilenden Schrittes über den Vorplatz daher und trat zu dem Wagen heran.

„Achmed Pascha ist hier?" fragte Leontine in der dem Dragoman geläufigen englischen Sprache.

Er schüttelte langsam das Haupt.

„Weiß Nichts, Milady, kann Nichts sagen. Der Boab spricht zu allen Dingen, „ich weiß nicht" und saget, es ziemet dem Diener nicht zu sprechen von den Sachen und Angelegenheiten seines hohen Herrn. Was gewußt werden soll und gesagt werden darf, das weiß nur der Major-Domo, der Bedoui, welcher das Recht hat, zu sprechen von seinem Herrn und Auskunft zu geben, so viel er will!"

„Und der Major-Domo ist hier im Palast?“ fragte Konrad hastig.

Der Dragoman nickte.

„Ist hier im Palast, ist im großen Garten hinter dem Palast und der Boab sagt, es ist nicht verboten, daß Fremde den schönen Garten betrachten und eintreten in denselben, um die schönen Blumen zu sehen. Boab sagt, wenn die fränkischen Herrschaften also thun wollen, wird er mit uns gehen und den Major-Domo Bedoui rufen.“

Konrad sprang hastig aus dem Wagen und reichte, ohne irgend eine Frage, oder irgend eine Erörterung für nöthig zu halten, der Gräfin seine Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Die alte Kammerfrau, Margarethe, folgte ihnen und hastig schritten sie nun nach dem Palaste hin.

Der Boab, welcher mit müden und gleichgültigen Blicken zu ihnen hingeschaut, erhob sich bei ihrer Annäherung und schritt ihnen voraus durch die marmorne Halle des Palastes nach dem dichtbelaubten Garten, der unmittelbar an der Hinterseite des Palastes sich ausdehnte. Durch die breiten, mit gelbem Wüstensande bedeckten Pfade, zu deren beiden Seiten in den Blumenbeeten die prächtigen Stauden der Datturen und des feuerglühenden Geraniums neben den wundervollen Blüthen „der

Tochter des Konsuls" sich erhoben, schritten sie dahin, dem Boab folgend, der vor ihnen herging und sie geleitete.

Jetzt führte er sie zu einer offenen Marmorhalle neben einem großen Wasserbassin, durch dessen schwarze Fluthen ein kleines Krokodil langsam und schwerfällig auf und nieder schwamm. Vor dieser Halle bedeutete der Boab sie, stehen zu bleiben und schritt dann, die Hände auf der Brust gekreuzt, das Haupt demüthig geneigt hin zu dem Polster, das neben dem Wasserbassin aufgestellt war und auf welchem ein alter Herr in türkischem Kaftan ruhte und behaglich aus der Nargileh kleine Rauchwolken aufdampfen ließ.

Ehrfurchtsvoll das Knie beugend vor dem alten Herrn, sprach der Boab zu ihm und Leontine sah, wie der Alte gnädig nickte und mit der Hand nach den Fremden hinwinkte. Sofort sprang der Boab auf und eilte zu ihnen hin und kündete ihnen mit einem grinsenden Lächeln, daß Bedoui bereit sei, die Fremden zu empfangen.

„Muth jetzt, mein Gott, Muth, die Entscheidung naht," murmelte Leontine vor sich hin, indem sie neben Konrad hinschritt zu dem Alten, welcher langsam sich erhob, und den Schlauch der Nargileh

in der Hand haltend, die nahenden Fremden mit einem leisen Neigen des Kopfes begrüßte.

„Allah sei gesegnet und im Namen Allah's heiße ich Euch willkommen in dem Besitzthum meines Herrn," sagte der Major-Domo in geläufiger französischer Sprache, indem er die Hand auf das Herz und an die Stirne legte.

„Wir danken für das freundliche Willkommen," erwiderte Konrad mit sanfter Stimme, „und wir möchten Dich bitten, Dich, den vertrauten Diener Deines Herrn, uns zu sagen, ob der große und edle und gütige Achmed Pascha anwesend ist im Palast?"

Der Major-Domo heftete aus seinen kleinen, blitzenden Augen einen prüfenden Blick auf die beiden Fremden und schien in ihren Mienen die Absicht ihrer Frage lesen zu wollen.

„Wenn Ihr meinen Herrn kenntet," sagte er, „so hättet Ihr nicht nöthig, mich das zu fragen, sondern Ihr würdet die Antwort von Euch selber empfangen können. Da Ihr ihn aber nicht kennet, so saget mir, weshalb Ihr forschet nach dem Aufenthalt meines edlen und großmüthigen Herrn, den Allah gesegnet hat und über dem das Auge des Propheten leuchtet. Was ist's, das Ihr von ihm begehrt?"

„Auskunft, Hülfe und Beistand, um Jemand zu finden, welchen diese Dame mit Schmerz und Angst und Sorge seit Wochen schon sucht."

Wieder heftete das blitzende Auge des Arabers sich mit forschendem Ausdruck auf das Antlitz der Dame, deren Schönheit und Jugend selbst durch den verhüllenden Schleier erkennbar war.

„Und die Dame vermeint, daß mein großer und edler Herr, Achmed Pascha, ihr Auskunft geben könne über den, welchen sie suchet?"

„So vermeine ich und ich hoffe es," rief Leontine innig. „Ich beschwöre Euch, seid gütig und barmherzig und gebt uns Auskunft, denn meine Seele ist voll Angst und Sorge und Ihr seid meine letzte Hoffnung, meine letzte Zuflucht! Saget mir, ist Achmed Pascha, der große und würdige Herr, ist er hier im Palast anwesend? Bei Eurem Gotte, an den Ihr glaubt und zu dem Ihr betet, beschwöre ich Euch, saget mir die Wahrheit, wie ich sie Euch jetzt sagen und künden will! Es ist mein Bruder, mein einzig theurer und geliebter Bruder, nach dem ich suche und spähe, um den ich mich bange und ängstige und von dem ich seit Wochen keine Nachricht erhalten, von dem ich nicht weiß, ob er lebt oder gestorben und nach dem ich mich sehne in unaussprechlicher Liebe und Angst!

Seid barmherzig! Im Namen Allahs, im Namen Eures Gottes und des meinen beschwöre ich Euch, gebt uns Kunde! Ist Achmed Pascha im Palast anwesend?"

„Du verstehst es, Deine Worte zum Herzen sprechen zu lassen," erwiderte der Alte mit sanftem Ton, „und ich lese in Deinem Angesicht, Du arme, fremde Frau, daß Du mir die Wahrheit gesagt. So will ich denn Antwort geben, wie Du es begehrst. Nein, Achmed Pascha ist nicht mehr anwesend hier in Kairo. Er war hier auf einen Tag und ist dann wieder abgereist. Es ziemt mir nicht zu sagen, weshalb er so eilends wieder von dannen ging. Die Geheimnisse des Herrn sind nicht die meinen und es ziemt dem Diener nicht, von ihnen zu plaudern und zu sprechen. Doch will ich Dir sagen, daß sie auf Dich und auf das, was Du wünschest und begehrest keinen Bezug haben und sich nur auf die Verhältnisse meines Herrn, des gütigen und gnädigen Achmed Pascha allein beziehen."

„Aber dies kannst Du uns doch sagen, Du edler und großmüthiger Mann, dies kannst Du uns sagen, ob in der Begleitung von Achmed Pascha sich ein Fremder befand, ein Fremder, der verwundet war und leidend?"

„Nein, Sittah, es befand sich Niemand in dem Gefolge von Achmed Pascha, außer seinen Dienern. Doch ich habe versprochen, Dir Kunde zu geben und ich will es thun. Es sprach zu mir mein edler und gütiger Herr: „es verlangt mich zurückzukehren auf mein Schiff: denn ich habe auf demselben einen Unglücklichen, welchen Allah an mich gewiesen hat und den ich, obwohl ich erst seit kurzer Zeit ihn kenne, lieb gewonnen habe, wie meinen Bruder, weil er unglücklich ist und leidend. Dieser Mann hat nur noch einige Tage zu leben, so sagen die Aerzte und der unglückliche Kranke, den die Bosheit eines Feindes an die Pforte des Todes geführet, der unglückliche Kranke weiß, daß sein Ende nahe vor der Thür ist und daß er bald eingehen wird durch die dunkle Pforte zu den Seligkeiten des Paradieses! Ich habe ihm versprochen, daß ich zu ihm zurückkehren will, ihm die Hand zu reichen, wenn er von dannen gehen muß und daß ich ihm die Augen zudrücken will, wenn er sie schließet für dieses Leben. Also will ich zurückkehren zu ihm und will auch seinem Begräbniß beiwohnen, welches nach seinem Willen und seiner Anordnung der Grund des Meeres sein soll. Er haßt die Welt und will nicht eingescharrt sein auf der Erde, über welche der Fuß seines

bösen Feindes dahinschreitet. Ich habe ihm gelobt, daß er auf dem Grunde des Meeres sein Grab finden soll, und also muß ich zurückkehren, um der letzten Stunde des armen Fremden beizuwohnen und ihm das Geleite geben zu seinem feuchten Grabe."

„Er ist todt!" schrie Leontine mit hervorstürzenden Thränen. „Mein Bruder ist von mir gegangen und nicht einmal der letzte Trost, die letzte Hoffnung ist mir geblieben, zu seinem Grabe hinwallen zu können, und die Stätte zu wissen, wo seine Gebeine ruhen! O, wie konntest Du so grausam sein, Alphons, mein nicht zu gedenken in Deiner letzten Stunde! Den Fremden riefst Du zu Dir, er solle bei Dir sein in Deiner Todesstunde und Du dachtest nicht an mich, dachtest nicht an die Frau, die nur Dich, Dich einzig und allein auf Erden geliebt und die Du verlassen hast, um einer anderen Frau willen! Du dachtest nicht der Schwester, von der Du doch wissen mußtest, daß sie bei Dir aushielt, ob alle Anderen Dich auch verlassen und aufgeben! Ach, Alphons, wie grausam warst Du und dennoch, wie liebe ich Dich und wie sehne ich mich, mit Dir zu ruhen auf dem Grunde des Meeres."

„Ruhig, Gräfin, ich beschwöre Sie um Ihrer

selbst willen! Um des heiligen Andenkens willen an Ihren heimgegangenen Bruder, seien Sie ruhig und gefaßt!"

„Heimgegangenen Bruder!" rief sie, hastig die Hände trocknend, „es ist also gewiß! Sie meinen auch, daß keine Hoffnung mehr vorhanden ist? Mein Gott, es könnte doch sein, daß dieser Mann sich getäuscht, daß die Aerzte in einem Irrthum befangen gewesen! Es könnte doch sein, daß Gott Barmherzigkeit geübt und ihn dem Leben und mir erhalten hätte! Ich beschwöre Euch, edler Mann, gebt uns weitere Kunde, sagt uns, wohin Achmed Pascha gegangen, damit ich ihm folgen, damit ich zu ihm flehen kann, mir wenigstens zu sagen, wo das Grab meines Bruders ist und wo sie ihn hinabgesenkt in das Meer?"

„Ich kann es Dir nicht sagen," erwiderte Bedoui langsam und es war, als ob der tiefe, flehende Blick Leontinens ihn zu sehr bewegte und rührte, als daß er ihn ertragen konnte. Er wich ihren Augen aus und senkte den Blick zu Boden nieder.

„Seid gütig und barmherzig!" flehte Leontine, die gefaltenen Hände zu ihm erhebend. „Wenn Ihr Kinder habt, wenn Ihr einen Sohn habt, der seine Schwester liebt, eine Tochter, deren einziges Glück ihr Bruder ist, so seid barmherzig

und gut, so saget mir, wo ich Achmed Pascha finde. Ich will ja weiter Nichts, als erfahren, wo sie meinen Bruder hinabgesenkt haben in das Meer."

„Ich kann leider nicht sagen, wo er ist, arme Frau," sagte Bedoui, „mein Herr ist durch das grausame Geschick, welches oft die Edlen verfolgt und den Bösen gnädig ist, dazu verurtheilt, ein Heimathsloser zu sein auf Erden. Er nennt sich selbst einen ruhelosen Wanderer, dem von nun an die ganze Welt die Heimath ist und so hat er beschlossen und hat gesagt, daß er seine große Heimath kennen lernen will. Er ist ausgezogen zu einer großen Reise durch aller Herren Länder. Ein gar gelehrter und wißbegieriger Herr ist mein gnädiger Pascha und er hat sich, bevor er hierher kam, in Stambul und in Italien mit allen möglichen Dingen ausgerüstet, die zur großen Weltreise nöthig sind. Auch Gelehrte hat er zu sich gerufen, Männer der Wissenschaft aus Franken und Künstler, wie sie es nennen: Maler, die ihm, obwohl es gegen Allahs Gebot ist, die Geschöpfe Allahs abconterfeien müssen; denn er macht nun die große Tour um die ganze Welt auf seinem schönen Schiffe, das sein eigen, und dessen Kommandant er selber ist, weil er sich versteht auf die Wissenschaft, welcher, wie ich sehe, auch dieser

fremde Herr da angehört. Also arme Sittah, kann ich Euch nicht sagen, wo mein Herr zu finden ist, denn er reist von Ort zu Ort und sieht seine große Heimath, die Welt an, in allen Ländern und in allen Städten, in den Thälern und Gebirgen, in den Meeren und Seen."

„Verloren! Alles verloren!" ächzte Leontine. „Und gar Nichts weiter könnt Ihr uns sagen? Ihr wißt nicht einmal den Namen des unglückseligen Fremden, von welchem Euer Pascha sagte, daß er sterben würde?"

„Doch, den Namen kann ich Dir sagen, das streitet nicht wider mein Gesetz und wider meine Pflicht," erwiderte Bedoui nach einigem Bedenken. „Ich kann Dir auch noch Einiges mehr künden, Sittah. Mein Pascha ist ein gar frommer, hochherziger und gütiger Herr und diejenigen, welchen er Gastfreundschaft gewährt hat, die liebt er als seine Brüder! Er giebt ihnen sein Herz und vergißt sie nicht, wenn sie auch gestorben sind. Den Gläubigen, den Bekennern des Propheten, errichtet der Moslem auf ihrem Grabe einen Gedenkstein und schreibt darauf ihren Namen ein. Solches konnte Achmed Pascha nicht thun für den, welchen er liebt als seinen Bruder, obwohl er Ungläubiger ist; aber da er solches nicht thun konnte und da

der unglückliche Fremde nicht wollte begraben werden auf Erden, sondern in das Meer versenkt, so wollte Abbas Pascha im gläubigen und edlen Sinne ihm ein Andenken weihen und er hat mich beauftragt, hier im Garten, im Palmengebüsch dort hinten am Ende des Parkes, einen Stein aufzurichten und darauf den Namen des Mannes einzeichnen zu lassen, den er nach seinem Tode in das Meer versenken sollte!"

„Und Ihr wißt diesen Namen? Ihr könnt ihn uns sagen?"

„Ich weiß ihn und will ihn Euch zeigen. Der edle Pascha hat ihn selber aufgeschrieben, damit die Arbeiter ihn richtig eingraben können in den Marmorstein. Kommt mit mir in das Haus, ich zeige ihn Euch."

Er schritt ihnen voran und führte sie in eines der unteren Zimmer des Palastes. Aus einer Chatoulle des dort befindlichen Schrankes nahm er ein Blatt Papier hervor, faltete es auseinander und reichte es Konrad dar. Dieser schaute es an und schrak zusammen. Dann gab er es mit einem mitleidigen Blick an Leontine.

Ein Schrei tönte von ihren Lippen und ihre Thränen strömten auf's Neue über ihre Wangen hin.

„Nun ist es entschieden und gewiß! Ja, da,

steht es geschrieben: Alphons Graf Adlerberg!“ rief sie und preßte ihre Lippen fest auf das Papier, als wäre es nicht der Name, sondern die Leiche ihres Bruders, der sie den letzten Abschiedskuß gab.

XIII.

Unter'm Sternenzelt.

Die beiden Tage, welche Konrad in Aegypten verweilen durfte, sind abgelaufen. Er ist gleich am ersten Tage auf Leontinen's Wunsch mit ihr von Cairo nach Alexandrien zurückgekehrt, und seitdem hat sie die Zimmer, welche sie im großen Hotel de l'Europe am Platz der Consulen bewohnt, nicht verlassen.

Mehrmals am folgenden Tage ist Konrad gekommen, ihr seine Besuche zu machen, aber die alte Margarethe hatte ihm immer die Antwort gebracht, daß ihre arme Herrin nicht im Stande sei, ihn zu sehen, daß sie noch nicht Fassung und Ruhe genug gewonnen habe, um anders als mit ihren Thränen zu sprechen.

Heute am Morgen des dritten Tages hatte Konrad sich wieder in das Hotel begeben und

wieder begehrt, Leontinen zu sprechen; aber die gute, alte Margarethe brachte ihm mit von Thränen erstickter Stimme wieder die Antwort: „Meine Herrin bittet Sie um Nachsicht und Geduld, sie kann Sie nicht sprechen, kann mit Niemandem sprechen als mit Gott und ihrem Schmerz allein.“

„Gräfin Leontine soll und muß mich aber anhören, und ich muß sie sprechen,“ erwiderte Konrad mit ruhiger, fester Stimme.

Er drängt die erstaunte Kammerfrau bei Seite und öffnete mit festem Griff die Thür, die in das Vorzimmer führt. Der Teppich in demselben macht seinen Schritt unhörbar, und durch die zurückgeschlagene Portière tritt er in das Gemach ein, in welchem Leontine sich befindet.

Sie hat kein Ohr für ihn, oder sie meint vielleicht, es sei die alte Margarethe, welche zurückkehrt von der Botschaft, die sie ausgerichtet. Sie wendet sich nicht um, bleibt ruhig in dem Fauteuil sitzen, das Haupt auf ihre Brust gesenkt, eine schöne Statue ergebenen Schmerzes, tiefen und edlen Leides! —

Er betrachtet sie einen Moment, wie er da in der Thüre steht und ein wunderbarer Ausdruck fliegt über sein Angesicht, strahlt in seinen Augen. Dann schreitet er rasch vorwärts.

„Gräfin Leontine, ich komme, um Abschied zu nehmen.“

Sie fährt erschreckt empor und starrt ihn an.

„Abschied,“ sagte sie mit bebender Stimme, „auch Sie wollen mich verlassen?“

„Ich muß es, Gräfin, wenn Sie es so wollen. Ich sagte Ihnen schon, daß ich meiner Ordre gemäß nur zwei Tage hier am Ufer von Aegypten weilen dürfte. Die zwei Tage sind abgelaufen, und ich muß weiter.“

„Und ich, was soll aus mir werden?“ fragte sie, wie aus einem Traum erwachend, „Sie wollen mich hier also ganz allein und vereinsamt zurück lassen?“

„Gewiß nicht, wenn Sie es nicht so wollen, Gräfin! Mein Schiff ist zu Ihrer Aufnahme bereit, so lange es Ihnen gefällt, auf demselben zu verweilen. Ich sage nicht, wie glücklich Sie mich machen, wenn Sie die Reise mit mir fortsetzen wollen, ich sage Ihnen nur, Gräfin Leontine: es hängt von Ihrem Willen ab, ob Sie hier bleiben oder mit mir von dannen gehen wollen.“

„Und wohin gehen Sie?“ fragte sie mit leiser, fast schüchterner Stimme.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte er ruhig. „Ich habe soeben auf dem Generalkonsulat ein ver-

siegeltes Schreiben von dem Admiral Tegethoff empfangen, das sich, wie ich höre, schon unter den Papieren befunden, die ich selbst hierhergebracht. Doch, so lautet der Befehl, welcher sich auf der oberen Seite des versiegelten Papiers befindet, ich soll dasselbe erst wieder öffnen, wenn ich mich auf hoher See befinde. Ich kann Ihnen also nur auf Ihre Frage erwidern: Gräfin Leontine, ich weiß es nicht mit Bestimmtheit, wohin ich gehe. Aber nach meiner festen Ueberzeugung und nach dem gewöhnlichen Brauch und Gesetz darf ich annehmen, daß ich mit meinem Schiffe zurückkehren soll nach Europa und in den Hafen von Triest. Ich sage, ich glaube und ich hoffe 'das. Doch, da ich Ihnen nur die Wahrheit sagen kann und darf, Gräfin Leontine, so füge ich hinzu, ich kann es nicht mit Bestimmtheit wissen."

„Und wenn ich Sie bitte, Graf Konrad von Harbaschic, wenn ich Sie recht innig bitte, mir noch länger Gastfreundschaft auf Ihrem Schiffe zu gewähren und mich mit sich zurückzunehmen nach Deutschland, werden Sie es alsdann thun?" sagte sie mit leiser, bebender Stimme. „Werde ich Ihnen keine Last sein?"

„Last?" fragte er mit barschem Ton. „Gräfin Leontine, ich erlaube mir nur, Sie zu bitten, daß

Sie in zwei Stunden bereit sein wollen, wenn ich komme, Sie nach meinem Schiffe abzuholen."

Ein mattes Lächeln zuckte über ihr schönes, bleiches Angesicht hin, und sie dankte ihm mit einem Blick, der wie ein Sonnenstrahl seine Wangen erglühen machte. Es that ihr so wohl, diese gebieterische Stimme zu hören, so wohl, sich abhängig zu fühlen von seinem Willen.

„Ich werde bereit sein, Graf Konrad," sagte sie, ihm leise zunickend.

Er erwiderte nichts, wandte sich um und ging hinaus. Sie schaute ihm nach mit einem langen, innigen Blick, und die Thränen waren in ihren Augen versiegt. — —

Sie war reisefertig, als er nach zwei Stunden wieder zu ihr eintrat und sie fuhren hinunter nach dem Hafen.

Das kleine Boot trug sie wieder hin nach dem großen, prächtigen Kriegsschiff, und die Koffer und Effekten wurden wieder sorgsam unter der alten Margarethe Aufsicht emporgewunden.

Leontine steht wieder oben auf dem Deck, als die beiden Riesenanker an den eisernen, rasselnden Ketten heraufgezogen werden, und das Schiff sich in Bewegung setzt. Sie starrt nach dem Ufer hin und ihre Augen füllen sich mit Thränen.

Sie denkt daran, mit wie viel Hoffnung, Muth und Vertrauen sie vor wenigen Tagen diese Küste gesehen, wie ihr Herz stark gewesen in seliger Zuversicht, und wie sie gemeint hat, das Schicksal würde ihr gnädig und barmherzig sein und sie endlich den geliebten Bruder finden lassen. Und nun sind alle ihre Hoffnungen gebrochen und vernichtet!

Sie schaut wieder auf das Meer, welches, gleichviel wo die Wogen über ihm zusammenschlugen, welches sein Grab ist, sein großes, unermeßliches Grab und das mit seinen rollenden Wassern ihm fort und fort das Grablied singt. Die Thränen fallen nieder aus ihren Augen, fallen hernieder in das Meer und verlieren sich in den Abgrund des unermeßlichen All's, wie ein Staubatom in der Luft. Und doch sind sie der heilige, glühende Tribut eines treuen, liebenden Herzens, und Gott schaut sie und zählt die glühenden Tropfen! Vielleicht fühlt sie auch der Todte, welcher drunten ruht, tief drunten in dem Abgrund des Meeres! —

Wie das Schiff sich weiter und weiter vom Ufer entfernt, und fast schon die gelbe Küste verschwunden ist, da steht sie noch immer und starrt hinaus nach dem Horizont, und ein Gefühl unaussprechlicher Einsamkeit, unaussprechlicher Verlassen-

heit überkommt sie. Eine trostlose Oede fühlt sie in sich selber, Niemand ist noch auf Erden, der sie liebt, Niemand, der — —

Sie verstummt auf einmal in ihren Gedanken, und ihr Blick heftet sich hin nach der anderen Seite des Schiffes, dorthin, wo auf der Brücke droben der Kommandant steht! Stolz und mächtig scheint seine hohe Gestalt da zu schweben, sie hebt sich vom Horizont ab, als käme sie vom Himmel hernieder zu ihr, die nach ihm hinschaut mit leuchtenden Augen und hochklopfendem Herzen.

Er sieht sie nicht. Mit verschränkten Armen steht er da und schaut hinaus, schaut dorthin nach der verschwindenden Küste Aegyptens, und sie sagt sich mit einem seligen Beben in ihrem Herzen, daß Er jetzt ihre einzige Zuflucht, ihre einzige Hoffnung ist!

Plötzlich wendet er sich um und schaut nach ihr hin; dann springt er mit hastigen Sätzen die kleine Treppe hinunter, eilt zu ihr und grüßt sie ehrerbietig, tief geneigt. Sie reicht ihm die Hand dar und schaut ihn an mit einem tiefen Blick.

„Sie sind jetzt mein einziger Beschützer, und ich danke Ihnen, daß Sie sich meiner erbarmen."

Die demüthigen Worte von den Lippen der

schönen, stolzen und sieggewohnten Frau haben etwas unendlich Rührendes. Konrad neigt sich über ihre Hand und küßt sie und diesmal schreckt er nicht zurück vor diesem Ausdruck seines Empfindens, schleudert nicht, wie er es damals gethan, ihre Hand von sich und verläßt sie! Nein, diesmal hält er ihre Hand fest in der seinen und schaut ihr tief in die Augen. Diese Augen üben auf sie eine magische Wirkung, sie erbebt in sich selber und senkt den Blick nieder.

„Gräfin Leontine," sagt er mit leiser, bebender Stimme, „möge das Schicksal mir gnädig sein, daß ich Sie noch lange als die Herrin meines Schiffes betrachten darf. Die Ufer sind verschwunden und wir befinden uns jetzt auf hoher See. Ich sagte Ihnen schon, daß ich die Ordre, wohin ich zu gehen habe, erst öffnen dürfe, wenn ich auf hoher See bin. Der Moment ist gekommen. Ich wollte Sie nur begrüßen, bevor ich mich in die Kajüte begebe, um die Ordre meines Chefs, des Contreadmiral Tegethoff, zu empfangen."

Er begrüßte sie ehrfurchtsvoll und ging dann nach der kleinen Kajüte, die neben dem Hauptmast in der Mitte des Schiffes sich befand. Aus einem kleinen Schranke nahm er die versiegelte Ordre hervor, erbrach das Siegel und schlug das

Papier auseinander. Es enthielt außer den wenigen Zeilen, welche auf dem großen offiziellen Papier geschrieben standen, noch ein kleines zusammengefaltetes und versiegeltes Briefchen.

Konrad las zuerst die Ordre. Er schrak in sich zusammen und starrte die Schriftzüge an, die ihm eine gar seltsame Ueberraschung und eine unerwartete Kunde zu bringen schienen, eine Kunde, die ihm wenig willkommen däuchte. Dann nach einer kleinen Pause legte er das große Papier auf den Tisch nieder und schaute das kleine Briefchen an.

„Von Tegethoff,“ sagte er leise vor sich hin. „Wirklich, das ist seine Handschrift und mein Name steht auf der Adresse. Was kann er mir zu schreiben haben?“

Er öffnete das Briefchen und las. Es enthielt nur diese Zeilen:

„Ich sagte Ihnen immer, daß ich Sie liebe, und daß Sie immer an mir einen treuen und ergebenen Freund haben werden, Graf Konrad. Ich suchte immer nach einer Gelegenheit, Ihnen meine Freundschaft zu beweisen, und Sie nahmen es schon für einen Beweis hin, daß ich Sie in der Schlacht von Lissa mit Ihrem Schiff in erster Linie ließ. Dort gaben Sie mir und Ihrem Kaiser und Ihrem Vaterlande Gelegenheit, Sie zu bewundern und

mit Stolz auf Sie als den Tapfersten der Tapferen zu schauen. Der Kaiser gab Ihnen dafür einen Orden. Ihr Vaterland nennt Ihren Namen mit Stolz! Aber ich, mein Freund, ich möchte Sie noch anders belohnen und Ihnen meine Liebe und Freundschaft auf andere Weise zeigen. Vielleicht werden Sie zuerst mit dem Beweise meiner Liebe nicht zufrieden sein und wünschen, daß ich Ihnen meine Freundschaft auf andere Weise bewiese. Doch sage ich Ihnen dies, mein junger und geliebter Freund: ich weiß mehr von Ihrem Schicksal, wie Sie ahnen, und wenn mein Mund auch darüber schwieg und zu allen Menschen darüber schweigen wird, so handelte ich doch in der Stille für Sie und zu Ihrem Besten!

„Fragen Sie mich nicht und forschen Sie nicht weiter, wie ich Ihr Geheimniß erfuhr, ich kenne es, — dies sei Ihnen genug! Sie sind ein Kranker und man sendet diejenigen, welche am Herzen leiden, nach dem Süden, damit sie dorten in dem Paradies der Natur Genesung finden!

„Es ist daher auf meinen Wunsch und meine Bitte geschehen, daß der Kaiser eingewilligt hat, daß Ihr Schiff, eins der größten und stolzesten Schiffe unserer Kriegsmarine, eine längere Uebungsfahrt durch die Weltenmeere mache. Für

diese Uebungsfahrt mit Ihrem Schiffe ist ein ganzes Jahr festgesetzt, und von Nation zu Nation werden Sie stets bei Ihrer Ankunft überall meine weitere Ordre empfangen. Sie werden ein Jahr in den südlichen Meeren und Gewässern zubringen und ich hoffe, wenn Sie nach diesem Jahre zurückkehren, dann wird Ihr Herz genesen sein, und es wird gelernt haben, nicht bloß zu vergessen, sondern auch zu vergeben!

„Gedenken Sie mein und ich hoffe, daß, wenn Sie mir jetzt zürnen, Sie nach einem Jahre mir sagen werden: Tegethoff, Sie haben mir Genesung gegeben, ich danke Ihnen.“

Er überlas das seltsame Schreiben wieder und immer wieder und immer klarer ward sein Blick und immer heller sein Angesicht. Dann mit einem raschen Entschluß nahm er das große offizielle Schreiben und den kleinen Brief, verließ die Kajüte und schritt wieder hin zu Leontinen, die noch immer auf ihrem gewohnten Platze am Ende des Schiffes saß.

Sie schaute ihm entgegen und er kam ihr ganz verändert und umgewandelt vor. Sein Haupt war so stolz gehoben, sein Auge so strahlend und leuchtend und Etwas wie ein Lächeln schwebte um seinen sonst stets so ernsten und geschlossenen Mund.

„Ihnen ist etwas Freudiges begegnet, Graf?" fragte sie, zu ihm aufschauend, als er jetzt zu ihr herantrat.

„Sie verstehen es gut, in meinem Angesicht zu lesen," erwiderte er mit tiefer Stimme. „Ja, Gräfin, mir ist etwas Freudiges begegnet, aber Sie mögen es freilich anders verstehen, und leicht kann es geschehen, daß durch Sie mir die Freude zum Leid wird."

„Gott wolle verhüten, daß es so sei," sagte sie. „Halten Sie mich denn für so undankbar, Graf? Ihnen danke ich Schutz und Zuflucht und Ihnen könnte ich Leid bereiten? Was ist es, ich bitte, sagen Sie es mir."

Er reichte ihr statt aller Antwort das große Schreiben dar.

Sie überlas es mit einem hastigen Blick und schrak zusammen und sprang von ihrem Sitze auf.

„O Gott, Sie kehren nicht zurück nach Europa, nicht nach Triest zurück? Ist es wahr, täuscht mich mein Auge nicht? Steht da geschrieben, der Kommandant Graf Konrad von Harbaschic hat mit seinem Schiffe nach Port Saïd und von dort weiter zu gehen durch das rothe Meer in den indischen Ocean? Steht das wirklich da geschrieben, Graf Konrad von Harbaschic?"

„Ja!“ sagte er mit ruhiger und fester Stimme, „es steht da so geschrieben und ich muß meiner Ordre genügen, Gräfin Leontine. Zürnen Sie mir nicht und denken Sie auch nicht, daß ich Sie getäuscht und hintergangen habe. Hier ist der Beweis, daß es nicht so war. Dieser Brief des Kontreadmirals Tegethoff bezieht sich auf ein dunkles Geheimniß meines Lebens. Ich darf von demselben nicht sprechen, doch Sie sollen sehen, daß ich Ihnen unbedingt vertraue. Ich bitte, lesen Sie dieses Schreiben und überzeugen Sie sich, daß ich selber nichts gewußt und nichts geahnt habe von der Reise, welche ich mit meinem Schiffe unternehmen soll. Der Kontreadmiral meldet es mir selbst in diesem Briefe.“

Sie wehrte mit einer sanften Bewegung ihrer Hand den Brief, welchen er ihr darreichte, zurück.

„Nein, Graf, es bedarf für mich keines Beweises! Sie sagen, daß Sie es nicht gewußt haben, und ich weiß, daß Sie die Wahrheit sagen und zu einer Lüge sich nicht herablassen. Ich glaube Ihnen, doch nun sagen Sie, was soll aus mir werden?“

„Das, Gräfin Leontine, haben Sie allein zu sagen und zu bestimmen,“ sagte er mit leiser und gedämpfter Stimme.

Sie antwortete nichts, und auf das Eisengitter gelehnt, schaute sie hinaus in die Weite, hinauf zu dem Himmel und leise nur wiederholten ihre Lippen die Frage: Was soll aus mir werden?

Er schwieg, aber er blickte nicht, wie sie, zum Himmel, oder vielleicht fand er, daß er es that, als er sie anschaute mit seinen leuchtenden Blicken.

Leise, wie mit ihren Gedanken sprechend, fuhr sie fort: „Es ist unmöglich, daß ich hier auf diesem Schiffe bleibe, ganz unmöglich! Was werden sie von mir denken und sagen in der Welt? Wie werden die bösen verleumderischen Menschen, denen es so viel Freude macht, den Ruf einer Frau zu zerfetzen, wie werden sie mit Gier über mich herfallen und ihre Lust daran finden, meinen Namen und meine Ehre mit Schmutz und Staub zu bewerfen?"

„Sie haben Recht, Gräfin Leontine," sagte er mit harter, rauher Stimme, „die Welt wird unbarmherzig sein gegen Sie, wie sie es immer ist mit den Unschuldigen und den Reinen. Die Welt wird Sie verlästern, wenn Sie den freien, den edlen Muth haben, Ihres Lebens eigener Richter zu sein und Ihrer eigenen Ehre Hüter! Hören Sie, was ich Ihnen für einen Vorschlag zu machen habe, Gräfin. Ueberlegen Sie und be-

denken Sie, — ich gebe Ihnen zwei Tage Zeit dazu. In zwei Tagen werden wir an meiner ersten Station, in Cypern sein. Dort im Hafen liegen Schiffe aus aller Herren Länder und sicherlich wird eins von ihnen zur Abfahrt bereit sein nach Europa. Ueberlegen Sie diese zwei Tage, Gräfin. Gehen Sie zu Rathe mit Ihrer Ehre, mit Ihrem Stolz und auch mit dem Gefühle der Freiheit und Unabhängigkeit, das, wie ich weiß und fühle, mächtig ist in Ihrem großen und starken Herzen. Und wenn wir einfahren in den Hafen von Cypern, so sagen Sie mir, ob Sie auf einem der Schiffe zurückkehren wollen nach Europa, oder ob Sie auf meinem Schiffe weiter hinausfahren wollen in die Welt. Ich werde Ihr treuer Diener sein und Ihre Befehle ausführen, Gräfin. Bis dahin und für diese kurze Frist der letzten zwei Tage, die für mich noch sonnenhell sind, gönnen Sie mir das Licht des Tages und der Sonne, gönnen Sie mir, in Ihrer Nähe zu sein."

Sie antwortete nicht, sondern neigte nur wie zur demüthigen Zustimmung das Haupt.

Gönnte sie es ihm, oder gönnte sie es sich selber, daß sie in diesen zwei Tagen seine Nähe neben sich duldete, daß sie lange Stunden mit ihm auf dem Oberdeck saß und ihm erzählte von

ihrem theuren Bruder und von der glücklichen Jugendzeit, die sie mit ihm zusammen auf ihrem Schlosse gelebt? Mit begeisterten Worten sprach sie von des Bruders hochherzigem, edlem Sinn, erzählte sie, wie er ein Wohlthäter gewesen seiner Unterthanen, ein treuer, aufopfernder Freund seiner Freunde, ein zärtlich Liebender für das einzige Weib, welches er geliebt außer ihr, seiner Schwester.

„Sie sprechen von Ihrem Bruder," sagte er ernst zu ihr, „Sie preisen seine Hochherzigkeit und Großmuth, doch Sie vergessen, daß seine Schwester ihm darin gleicht, und daß die Gräfin Bembo hochherzig und edel gehandelt, wie ihr Bruder."

Sie sah ihn an mit einem fragenden, staunenden Blick. Er nickte leise.

„Ihr Bruder Alphons hat meiner Schwester Louise erzählt von dem großen Opfer, welches seine schöne und erhabene Schwester, die er selber anbetete, wie eine Heilige, ihm gebracht, indem sie sich dem Grafen Bembo vermählte. Louise hat es mir wiederholt, und dieses Vertrauen, welches sie mir damit bewiesen, ist das größte und herrlichste Geschenk gewesen, welches mir jemals auf Erden werden konnte. Ich habe durch dieses Vertrauen erfahren, daß es auf Erden eine Frau giebt, welche in himmlischer Liebe dem eigenen Glück entsagen

konnte, um den Bruder glücklich zu machen; eine Frau, welche ihr eigenes Herz niedergelegt auf den Altar der Liebe und rein und unschuldig und jungfräulich in ihrem Herzen geblieben ist, obwohl sie vermählt war. Dieses Wissen ist für mich ein Trost gewesen und eine Erquickung, denn ich, Gräfin Leontine, ich habe viel gelitten von der Falschheit und der Treulosigkeit einer anderen Frau, und mein Herz ist zerfleischt worden von einer grausamen und herzlosen Frauenhand. Doch Sie sollen nicht durch meinen Kummer gestört werden in Ihrem gerechten und großen Schmerze," fuhr er fort, indem er sich von dem Sessel, den er an ihrer Seite eingenommen, erhob. „Nur dies noch Gräfin: morgen früh werden wir in Cypern sein, morgen früh werde ich von Ihnen die Entscheidung empfangen, ob Sie mich verstoßen wollen aus jeder Hoffnung und aus jedem Glück, oder ob die Sonne auch scheinen soll über mir, wie Gott sie leuchten läßt über den Gerechten und den Ungerechten."

Er grüßte sie mit einem tiefen Neigen seines Hauptes und ging von dannen.

Sie schaute ihm nach, und ein unnennbares Gefühl von Glück und Wonne, von Schmerz und Trostlosigkeit zugleich war in ihrem Herzen.

Früher wie sonst ging sie in ihre Kajüte und still ward es allmälig auf dem Schiffe, das mit den gleichmäßigen Schlägen der großen Räder durch das Wasser dahinfuhr. Sie hatte sich nicht zur Ruhe in ihre Koje niedergelegt, saß auf dem kleinen Divan in ihrer Kajüte und starrte vor sich hin und hörte immer noch vor ihrem entzückten Ohr die tiefe Stimme, welche zu ihr sprach:

„Morgen wird es sich entscheiden, ob die Sonne über mir scheinen soll.“

Ach, auch für sie wird es sich entscheiden, auch für sie wird morgen die ganze Zukunft ihre Entscheidung erhalten. Wie wird sie sein? Was kann sie sagen? Und wie kann sie entscheiden?

Es hielt sie nicht länger in der engen, dumpfen Kajüte. Leise und vorsichtig, um die alte Margarethe, welche in der oberen Koje schlief, nicht zu wecken, öffnete sie die Thür der Kajüte und schlüpfte hinaus. Niemand begegnete ihr auf dem Deck. Niemand sah sie, als sie jetzt die kleine mit Teppichen belegte Treppe hinaufeilte nach dem oberen Deck.

Welch' eine himmlische erhabene Nacht! Welch' göttliche Ruhe rings um sie her! Droben in unermeßlichen Weiten der tiefblaue Himmel, übersäet von Millionen leuchtender und glänzender Sterne,

und drunten in den zitternden, langsam rollenden Wogen leuchteten dieselben Sterne ihr wieder entgegen, als hätte der Himmel sich niedergelegt zu ihren Füßen, und das Schiff trüge sie nicht über die Erde, sondern durch den Himmel dahin. Und rings um das Schiff funkelte es und blitzte es und wogte es in silbernem Glanze, denn die See leuchtete und funkelte in dieser göttlichen Nacht und nicht blos der Himmel, sondern auch das Meer blitzte in unzähligen Sternen, die das Schiff umtanzten und umleuchteten. Und droben in all seiner Herrlichkeit und Majestät steht der Mond und zieht einen langen, goldenen Strahl weit über die Fläche des Wassers hin und in ihm glitzern und funkeln die Sterne und das leuchtende Meer.

„Gott, mein Gott, Du bist bei mir,“ ruft Leontine, über das Gitter gelehnt und ihre Arme weit empor streckend zum Himmel. „Du bist bei mir und der Geist meines Bruders umgiebt mich. Rette mich, Du heiliger Geist, stehe mir bei, Du Gott im Himmel und sage mir, was ich zu thun habe! Senke einen Strahl Deiner Erkenntniß in meine Seele und grüße mich mit dem Glanze Deiner Liebe. Mein Bruder, sprich zu mir, sage mir, was ich thun soll.“

Dann verstummte sie und die Arme immer

noch emporgestreckt zum Himmel, starrte sie hinauf zu den Sternen und lauschte auf die heiligen Stimmen, welche in ihr tönten und welche zu ihr sprachen aus den Sternen dort oben, aus dem Rauschen der Wogen und aus dem Wehen des Nachtwindes, der über das Meer hinfächelte.

In ihrer Verzückung und unter dem Rauschen der Wogen hört sie nicht die nahenden Schritte Dessen, welcher eben die mit Teppichen belegte Treppe heraufschreitet.

Der Mond wirft einen langen Schatten der hohen Gestalt über das Deck hin. Leontine sieht es nicht, starrt immer noch empor zum Himmel, zu dem sie die Arme Hülfe flehend ausgestreckt hat. Konrad aber sieht sie und bleibt drüben stehen neben der kleinen Treppe, zaudernd und ungewiß, ob er näher schreiten soll.

„Gott hat es gewollt," murmelt er dann leise in sich hinein.

Und wie er jetzt weiter schreitet, hört sie das Geräusch seiner Schritte und ihre Arme senken sich nieder, und sie wendet sich um.

Er steht schon an ihrer Seite.

„Leontine, so wahr Gott uns sieht und hört, ich wußte nicht, daß Sie hier wären. Ich würde sonst nicht gewagt haben, Sie zu stören in Ihrem

heiligen Gespräche mit Gott. Wollen Sie, daß ich Sie verlasse, so sagen Sie es, und ich gehe."

„Nein," sagte sie leise, „nein, bleiben Sie, Konrad!"

Sie reicht ihm ihre Hand und so stehen Beide neben einander an dem Gitter und schauen Beide hinaus auf das weite leuchtende Meer, in welchem die Sterne des Himmels zittern und funkeln und schauen Beide hinauf nach dem tiefblauen Himmel, an welchem der Mond groß und majestätisch seinen einsamen Gang dahin wandelt.

„Leontine," sagte er nach einer langen Pause, „hier unter dem Sternenzelt und im Beisein Gottes habe ich Ihnen noch Etwas zu sagen, bevor Sie sich entscheiden. Ich habe das Bekenntniß zu vollenden, welches ich Ihnen heute machte. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich viel durch eine Frau gelitten, und daß mein Herz zerfleischt ward von ihren grausamen Händen, die meine Ehre und meinen Namen, meine Liebe und mein ganzes Leben zerfetzten und zerrissen. Ich habe Ihnen nur noch zu sagen, daß diese Frau, welche also an mir handelte, mein eigenes Weib war, mein vor Gottes Altar mir angetrautes Weib. Sie brach die Treue, sie beschimpfte meine Ehre, und ich that, was einem Manne ziemt, ich verstieß sie

von meiner Seite und rächte mich an dem verrätherischen Freunde, der ihr Buhle war. Sagen Sie mir, Leontine, Sie, deren heilige Lippen ich damals, als wir der Küste von Aegypten uns näherten, sagen hörte, daß Sie der Rache und dem Hasse entsagen wollten, sagen Sie mir nun, ob ich Unrecht gethan? Wollen Sie mich verdammen und mich einen Verbrecher schelten, weil ich meine Ehre rächte und mein Weib verstieß, oder wollen Sie Milde üben und mir sagen, daß ich recht gehandelt?"

„Gott allein schaut in die Herzen der Menschen und kann Richter sein über dieselben," erwiderte sie feierlich. „Sie haben Unermeßliches gelitten, mein armer Freund, doch Sie haben auch gestraft. Und da Sie es gethan, so möchte ich zu Ihnen flehen: vergeben Sie jetzt! Daß Sie das treulose Weib, welches Ihre Ehre und Ihre Liebe vernichtete, von sich entfernten und verstießen, begreife ich. Doch, da es nun geschehen, sollen Sie Milde üben und Gnade, und sollen vergeben, damit einstens in ihrer Sterbestunde diese Unglückliche Ruhe finde und Frieden in ihrem Grabe, den sie auf Erden sicherlich nicht finden kann. Ach, mein armer Freund, wir sind Beide unglücklich und

Beiden kommt uns das Unglück von denen, die wir lieben."

„Sagen Sie nicht so, Leontine," sagte er hastig, „ich liebe dieses Weib, das mich verrieth, nicht mehr, sie ist für mich eine Fremde geworden und die Liebe zu ihr ist in meinem Herzen erstorben in jener Stunde schon, da ich den Verrath erfuhr. Die Qual aber ist mir zurückgeblieben, daß dieses Weib, welches ich verachte, so tief verachte, daß ich sie kaum noch hasse, daß dieses Weib meinen Namen trägt und daß ich an sie gebunden bin," fuhr er dann mit leiserer Stimme fort, „an sie gebunden bin durch das Sakrament, welches sich nicht lösen läßt! Dies macht mir das Leben zur Qual, daß diese Bande, welche durch die Treulosigkeit entehrt und durch den Verrath beschimpft worden, unzerreißbar sind, und daß ich mit gebundenem Herzen und gebundener Freiheit durch das von meinem Weibe geschmähte und beschimpfte Leben dahingehen muß. Dies ist mein Kummer, Gräfin, daß ich nicht frei bin, nicht frei in meinem Willen und Handeln. Mein Leben ist düster und wird düster und traurig bleiben bis zu meinem Tode, das weiß ich. Nur Ihnen danke ich einige Tage des Glückes. Morgen werden Sie zu entscheiden haben über meine ganze Zukunft,

ja, ich darf es sagen, über mein ganzes Leben. Sie kamen hierher, Leontine, um sich mit Gott zu berathen. Ich störte Sie! Vergebung dafür. Doch, bevor ich gehe, um Ihnen Muße zu lassen, in der Stille der Nacht Ihre letzte Entscheidung zu fassen, bevor ich Sie verlasse, um morgen von Ihnen das Urtheil zu vernehmen, muß ich Ihnen noch Eins sagen, Leontine, muß ich Ihnen noch ein großes, unermeßliches Geheimniß künden, das in meinem Herzen leuchtet und flammt, wie die Sterne dort unten auf dem blauen Meer. Leontine, dieses Geheimniß heißt: Ich liebe Sie! Ich liebe Sie, wie die letzte Hoffnung meines Daseins, wie die Sonne, die aufgegangen ist in der Nacht meines Lebens! Ich liebe Sie, wie man Gott liebt und seine Hoffnung! Ich liebe Sie, wie man seine Seligkeit liebt! Sie sind für mich der letzte Traum von Glück, sind der letzte Sonnenstrahl, der durch meine Seele, die umnachtet war, dahinzuckte! Wenn Sie sich von mir wenden, so werde ich sterben, oder ich werde ein schlechter, erbärmlicher Mensch werden. Und dennoch sage ich nicht, Leontine, bleiben Sie bei mir, denn ich weiß, daß die böse und verächtliche Welt Sie brandmarken und daß meine Liebe Sie mit Gefahr bedrohen wird. Ich liebe Sie so unermeßlich,

daß ich bereit bin, für Sie mein Leben und meine Seligkeit hinzugeben. Und darum sage ich Ihnen, Leontine, überlegen Sie, was Sie beschließen wollen! Aber dies sollen Sie wissen, und dies sollen Sie niemals vergessen: ich liebe Sie, ja, ich liebe Sie! Ich liebe Sie!"

Er rief es laut und mit jubelndem Ton in die sternenklare Nacht hinaus, neigte sich vor ihr auf die Kniee, faßte ihre Hände und drückte sie fest an seine Lippen. Dann sprang er empor, wandte sich um und ging langsam auf das Deck hinab.

Die Sterne allein schauten die hohe, schlanke Gestalt, welche schwankend und taumelnd dahin ging, und der Mond warf seinen langen Schatten über das Deck hin bis zu den Füßen Leontinens, die ihm nachschaute, wie in einem seligen Traum befangen.

Als er jetzt dicht neben der Treppe stand, im Begriff hinunterzugehen, da flog sie über das Deck hin und legte ihre Hand auf seinen Arm und sprach leise seinen Namen: „Konrad!"

Er schrak zusammen und wandte sich um.

„Leontine!"

Und sie sieht im Mondenlicht sein leuchtendes Angesicht, und zwei Sterne strahlen ihr aus dem=

selben entgegen. Sie weiß es nicht, sind sie vom Himmel herniedergefallen oder sind es seine Augen?

Aber sie strahlen ihr entgegen, und sie schaut in diese Sterne hinein und ein seliges Lächeln verklärt ihre Züge.

„Konrad," sagte sie leise, so leise, daß der Nachtwind und die rauschenden Wogen ihre Worte nicht vernahmen. Aber sein Ohr trinkt sie auf im seligen Entzücken. „Konrad, Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben. Sie meinten, daß ich vielleicht zurückschrecken sollte vor diesen Worten. Ich aber habe sie in mich aufgenommen wie die Verkündigung eines neuen Lebens. Ich liebe Sie, so sprachen Sie zu mir. Nun, Konrad, nun hören Sie die Antwort: Ich liebe Dich, Konrad, ich liebe Dich von ganzer Seele, von ganzem Herzen. Ich liebe Dich mit Entzücken und Wonne, mit Schmerz und Freude! Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!"

Er jauchzte laut auf und schlang seine beiden Arme um sie und drückte sie an sich mit unwiderstehlicher Gewalt und küßte ihre Lippen und ihre Augen und murmelte in seliger Entzückung: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!"

Und der Mond umhüllte sie wie mit einem goldenen Schleier und warf zwei vereinte Schatten über das Deck hin, und die Sterne schauten zu ihnen nieder in leuchtender Klarheit und in seligem Glanze!

Ende des fünften Bandes.

Druck von F. Hoffschläger in Berlin.